

Die illustrierte Zeit

Früher: Illustrierte Frauen-Zeitung

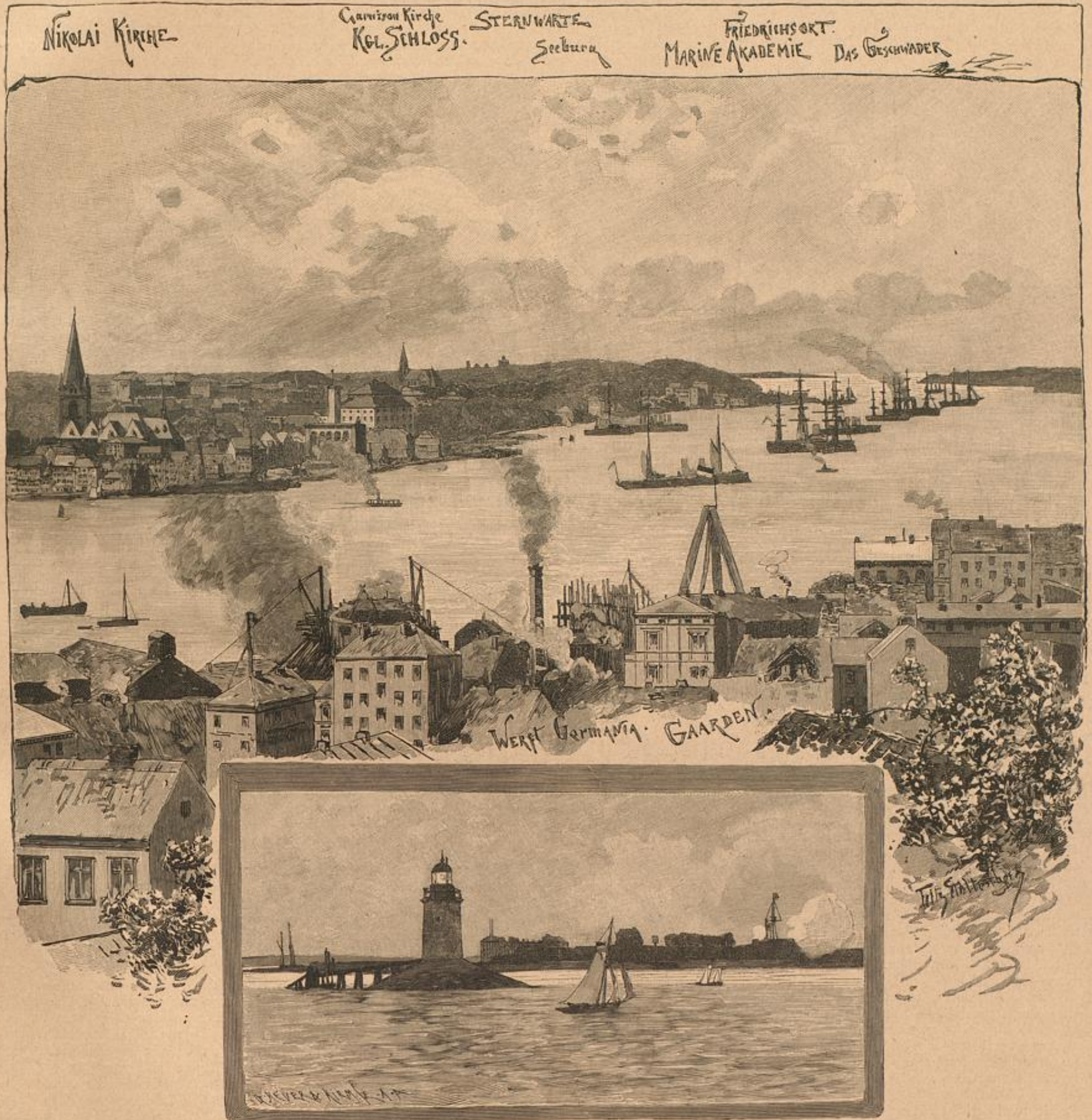
Nr. 20.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 12. Juni 1887.

Große Ausgabe mit Supplement
und allen Kupfern: 4 1/4 M.

XIV. Jahrg.



Der Kieler Hafen und Friedrichsort. Von Fritz Stoltzenberg.

Der Kieler Hafen, welcher schon von Alters her als die beste Bucht der Ostsee galt und einen regen Schiffsverkehr vermittelte, wurde nach dem Jahre 1866 zur Hauptstation der deutschen Marine eingerichtet. Hier wurden im Laufe des vorigen Jahrzehntes die großartigsten Marine-Etablissements angelegt, darunter die kaiserliche Werft mit zwei Bassins für Schiffbau und Schiffsaus-

rüstung, ferner die drei Hellinge zum Ablafen neugebauter Schiffe und die vier Trockendocks, — alle auf der östlichen Seite des Hafens zwischen den Ortschaften Ellerbeck und Gaarden. Am Eingange des Hafens befindet sich die starke See-Festung Friedrichsort, die, schon 1663 von dem König Friedrich III. von Dänemark angelegt, erst in der jüngsten Zeit bedeutend verstärkt wurde und

dadurch den festesten Verteidigungspunkt des Kriegshafens bildet.

Das nahe gelegene Fort Falkenstein, auf dem „braunen Berge“, und die Festungswerke bei Labß und Möllenort auf dem östlichen Ufer vervollständigen die Befestigung des Hafens.

Die Swiniarka.

Novellette von Helene v. Gökendorff-Grabowski.

(Fortsetzung.)

Barbara's Antlitz hatte sich bei dem Anhören dieser kleinen Tragödie in Born und Mitgefühl geröthet. Ihre Hand schloß sich fester um die zierliche Reitpeitsche. „Ich will Dir etwas sagen, —“ begann sie, kam aber nicht weiter, weil in diesem Augenblick ein durch die nachmittägliche Stille gellender, langgezogener Pfiff ihren Gedanken blitzschnell eine andere Richtung gab. Das war das Ankunfts-Signal des Juges, welcher die erwarteten Jagdgäste nach Kotno bringen sollte! Binnen kurzem mußte die kleine Gesellschaft drüben, auf dem zwischen Feld und Waldessaum hinlaufenden Richtwege, der am directesten dem Gehöft zuführte, erscheinen. Die Strecke bis zum Herrenhause war zu kurz, um anders, als zu Fuß zurückgelegt werden zu können. Barbara beschloß, schnell bis zum Waldessaum hinüberzulaufen und von dort aus, gedeckt durch einen zwischen den Bäumen aufgeschichteten Stoß Brennholz, die heranziehenden Gäste einer kleinen, verstolenen Musterung zu unterwerfen. Dabei kam ihr ein plötzlicher Einfall, — eine Idee, an welcher das gestrige Gespräch mit Jaga Mierska theil hatte. „Höre, malka,“ sagte sie zu der wieder trübselig vor sich hinstierenden Swiniarka, „ich will, daß Du Deine Schweine näher zum Walde hinüber treibst. Aber schnell!“

„Das darf ich nicht, gnädige Panienska. Es ist mir verboten, dem Walde zu nahe zu kommen. Meine Schweine sollen keine Eichel auflesen; ich würde Schläge erhalten.“

Barbara's Augen bligten auf. „Ich bin die Herrin von Kotno!“ sagte sie nachdrücklich. „Wenn ich Dir etwas befehle, so werde ich Dich auch vor Strafe zu schützen wissen. Verstehst Du mich?“

Die Swiniarka sah sehr erschrocken aus und haßte mit demüthiger Geberde nach der Hand der Herrin, um dieselbe zu küssen. „Sehr wohl, gnädige Panienska. Ich bitte um Verzeihung. Ich werde thun, was die gnädige Panienska befiehlt.“

„So eile, daß Du hinüber kommst, — laß Deine Schweine Eichel suchen, so viel sie mögen. Du sehest Dich auf jenen Stein, der hart am Wege liegt. Es wird dann bald eine Anzahl fremder Herren an Dir vorüberkommen, — das sind Gäste des Pan Dombrowicz. Ich will, daß sie Dich sehen, wie ich Dich sah, — so bitterlich weinend über Deine swinka. Verstehst Du?“

„Ja, gnädige Panienska. Und was soll ich sonst noch thun?“

„Nichts. Sollte einer der Herren Dich um den Grund Deines Kummeres befragen, so magst Du ihm, wie mir, Deine kleine Geschichte erzählen, — die ganze Wahrheit.“

„Gnädige Panienska, Niemand wird die arme Swiniarka bemerken, — Niemand darnach fragen, ob sie weint oder lacht,“ sagte das Mädchen mit unbewußter Tragik in Blick und Stimme.

„Vielleicht nicht. Wir können es noch nicht wissen. Nun beede Dich, malka. Später wirst Du mich wiedersehen, und wir werden weiter über Deine swinka reden.“

Die Swiniarka blickte mit einem leisen, resignirten Seufzer der sich rasch Entfernenden nach, rief dann durch ein gedämpftes Pfeifen ihre kleine Herde zusammen und trieb dieselbe mit Hülfe des erstaunt und bedenklich blickenden Spitz nach dem Wege hinüber. Sie war es gewohnt, in blindem Gehorsam jeden Befehl auszuführen, ohne nach dem „Warum“ zu fragen, — aber in diesem besonderen, ganz außergewöhnlichen Falle konnte sie nicht umhin, ihr arbeitsungewohntes Hirn ein wenig in Thätigkeit zu setzen. Was bezweckte die gnädige Panienska nur? Vielleicht handelte es sich gar um einen übermüthigen Scherz! Wenn es in der Absicht der Herrin lag, der armen Hirtin zu helfen, so war dies Alles, — diese Komödie mit den fremden Herren, — nicht nöthig. Die Panienska war selbst reich genug, um Wohlthaten erweisen zu können. Aber sie wollte es nicht ernsthaft, — nein, nein, sie wollte es nicht! Und dieses hier war nur ein Scherz, wie die Vornehmen ihn bisweilen aus Langerweile zu machen lieben. Nichtsdestoweniger mußte die Swiniarka gehorchen, die arme Waise, welche Jedermanns Amboss war!

Diese trübselige Betrachtung machte es, daß das Mädchen, — nun bereits auf dem Stein am Wege sitzend, — wieder zu weinen begann, das Haupt auf die um die Kniee geschlungenen Arme herabgeneigt, — ganz wie vorher, und wie Barbara es wünschte.

Inzwischen schlenderte die Herrin von Kotno, in Gedanken verloren, ihrem Ziele zu. „Ein gutes Herz muß er haben!“ diese Worte der Frau Jaga gingen ihr durch den Sinn. Und dann weiter: „Es giebt Proben!“

War das nicht so etwas wie eine Probe? Die jungen Leute sollten alle an der armen Swiniarka vorübergehen, die so bemitleidenswerth ausah mit ihrem schmutzigen, verweinten, lummervollen Gesichtchen, — und es sollte sich nun zeigen, ob Einer unter ihnen ein Auge hatte für fremdes Leid, und Zeit, dem Grunde desselben nachzuforschen. Die das thaten, waren unstreitig Männer von Gemüth; diesen durfte dann Barbara wohl mit einigem Vertrauen entgegenzutreten, unter ihnen vielleicht dereinst ihren künftigen Gatten wählen.

Sie beschleunigte ihre Schritte, denn es zeigten sich bereits mehrere, mit dem Handgepäck ihrer Herren beladene Diener auf dem Wege. Wenige Secunden später erschienen die Gäste des Pan Dombrowicz auf der Bildfläche. Voran ging Pan Kinski, — er mußte überall der Erste sein! — mit seinem vornehmen Gesicht und der Prinzenmiene; neben ihm schritt Pan Mierowicz einher, von dem Barbara immer in Warschau die prachtvollsten Ballsträuße erhalten hatte. Der nun folgenden Brüder Dgolinski erinnerte sich Barbara gleichfalls noch ganz gut; Beide tanzten so wunderschön ihren Mazurek und Krafowial und hatten sie im Theater immer mit den feinsten Confitüren und den lustigsten Anekdoten gefüttert. An ihrer Seite ging Leonid Pokoj, ein Grundbesitzer aus Rußland, von dessen jagdlichen Heldenthaten Jedermann Wunderdinge zu erzählen wußte, — und dann folgte, als Vorlester, Pan Wladimir Myszkowski; den mochte Onkel Jakob so gern. Er konnte furchtbar viel trinken und war ein tüchtiger Landwirth, den die Juben in den bösesten Zeiten noch nicht unter ihren Fingern gehabt; ein Pole, welcher rechnete, also — ein Unicum. Hinter ihm, — ja, wer war denn das? Barbara sann hin und her, um endlich zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß sie diesen Gast ihres Oheim's gar nicht kannte. Nein, dieses freimüthige, luftgebräunte Antlitz, mit den großen, ehrlichen blauen Augen unter breiten, schwarzen Brauen, der lühngeschnittenen Nase, dem feinen, dunklen Bärtchen über dem stolzen und zugleich herzzgewinnend freundlichen Munde, hatte sie niemals vordem erblickt; es wäre ihr sonst im Gedächtniß geblieben. So ein prächtiges Gesicht, — nicht schön vielleicht, aber viel mehr als das, — vergaß sich nicht wieder. Der Fremde trug einen einfachen, grau-grünen Jagdanzug, den Flinte und Jagdtasche vervollständigten; er schlenderte, augenscheinlich mehr durch die ländliche Scenerie, als von dem nichtsagenden Geplauder seiner Gefährten gefesselt, langsam den Anderen nach.

Sobald waren Kinski und Mierowicz an der kleinen, auf ihrem Steine kauende Swiniarka vorüber geschritten, ohne sie auch nur zu gewahren; einer der Brüder Dgolinski richtete aber ein paar scherzende Worte an das Mädchen, indem er einen Lusthieb mit der Reitgerte nach ihm ausführte.

„Blick' einmal auf, meine Schöne! . . . O weh! Thränen? Und noch dazu so schmutzige?!“

„Laß sie, Pawel,“ sagte der andere der Brüder. „Vergleichen Gefindel kommt gleich mit Bettelweien, wenn man ihm Beachtung schenkt; vermuthlich sitzt der kleine Unhold auch zu diesem Zwecke heulend am Wege.“

Der Kusse und Wladimir Myszkowski streiften das arme Mädchen, welches vor Furcht noch mehr in sich zusammengetrochen war, mit flüchtigen, gleichgültigen Blicken. „Dort kommt Pan Dombrowicz uns entgegen,“ sagte der Letztere plötzlich, und sie beschleunigten Alle ihre Schritte, — Alle, außer dem Letzten, dem Fremden. Der blieb vor der Swiniarka stehen und reichte ihr eine kleine Silbermünze. „Hier! Willst Du das?“ Das Mädchen, welches in augenscheinlicher Furcht völlig in sich zusammengetrochen war, erhob den struppigen Kopf und streckte hastig die kleine, braune Hand nach der Gabe aus.

„Die heilige Jungfrau lohne es Euer Gnaden! . . . Aber ich sitze nicht hier, um zu betteln. Gewiß nicht!“

„Glaub's schon“ antwortete er gütig. „Warum siehst Du so verweint und unglücklich aus?“ Die Swiniarka überlegte. Sollte sie die swinka-Geschichte erzählen? Helfen konnte ihr im Grunde doch nur die Panienska, — wenn sie wollte. Aber — sie würde nur wollen, wenn die Swiniarka gehorsam war! Das entschied. Der gute, fremde Herr erfuhr Alles, bejahte sich auch die swinka und klopfte den Hund, der zuvorkommend mit seinem Kastriropfen-Schwänzchen dazu wedelte. „Du bist ein kleines, dummes Ding,“ sagte der Herr. „Geh' zu Deiner schönen, jungen Panna und bitte sie um Hülfe!“ Da das Mädchen schwieg, fuhr er fort: „Ich bin gewiß, Deine Herrin ist eben so gut, als schön! Warte, — wenn es Dir schwer fällt, so werde ich für Dich sprechen. Und nun weine auch nicht mehr. Geh' ruhig heim. Du wirst Dein Schweinchen schon behalten dürfen. Bist Du hier jeden Tag zu finden?“

„O nein, Euer Gnaden. Aber nach Feierabend sitze ich gewöhnlich hinter jener alten Scheune, die der gnädige Herr dort ganz drüben, am Ende des Dorfes, sieht, und stricke für die Okrutniczka.“

„So, so, das will ich mir merken.“ Er nickte

ihr freundlich zu und folgte dann raschen Schrittes den Anderen.

Kurze Zeit darauf war der Weg wieder leer. Barbara Wolanska verließ ihren Schlupfwinkel und eilte zu der Hirtin hinüber. „Ich will hoffen, daß Du gehorsam warst,“ sagte sie. „Nun erzähle mir: wer von meines Oheim's Gästen sprach gütig mit Dir?“

„Nur Einer, gnädige Panienska. Die Anderen trieben ihren Spott mit der armen Swiniarka. O, was für Furcht ich hatte, gnädige Panienska!“

„Thörin! . . . Was jagte jener Eine?“

„Ach, er war so gut! Die heilige Mutter segne seine Wege! Er hat mir einen Neugroschen geschenkt und gesagt, er wolle mit meiner Herrin sprechen, daß sie mir helfe. „Deine schöne junge Panna,“ hat er gesagt, „ist gewiß eben so gut, als schön.““

„Hoffentlich erzähltest Du nichts davon, daß ich Alles weiß?“

„Kein Sterbenswörtchen! Die gnädige Panienska darf es mir glauben.“

„Schön. Wenn Du weiter meine Befehle erfüllst, so wird es nicht zu Deinem Schaden sein! Versuchst Du es aber, mich zu hintergehen, —“

„Die heilige Jungfrau möge mich strafen, wenn ich falsch bin, gnädige Panienska! Welche Befehle hat die Herrin für mich?“

„Für jetzt keine. Du magst nun Deine Schweine zur alten Stelle zurücktreiben. Und sei gewiß, ich vergesse Dich und Deine swinka nicht!“ Die Swiniarka neigte sich und berührte Barbara's Gewand mit ihren Lippen. „Die gnädige Panienska ist ein Engel! Gott gebe der gnädigen Panienska das allerschönste Glück!“ sagte sie und richtete sich erst dann aus ihrer demüthigen Haltung empor, als Barbara Wolanska schon eine Strecke weit entfernt war. „So! Nun vorwärts, — marsch! Heida! hei!“ . . . Da zog die kleine Gesellschaft wieder seldeinwärts. Was für ein wunderbares Erlebnis! Wann werde ich sie und den guten Pan nur wiedersehen?! dachte die Swiniarka, ihr Silberstück sorgsam im Brusttuche bergend.

Auf dem Gutshofe ging es sehr lebendig zu. Frau Maluscha kommandirte, und die Gospodinka (Wirthin) lief eifertig hin und her. Der Duft von Bratferkeln und Sauerkraut durchzog das Haus. Droben unter den Gärten herrschte, in der Erwartung der bevorstehenden Tafelfreuden, gute Laune; unten in der Küche ward dieselbe durch die Aussicht auf gute Trinkgelder hervorgerufen. Die fremden Diener tauschten mit den empfindlichen Hausmägden Galanterien und kleine, unterhaltssame Klatschgeschichten über ihre Herrschaften aus. Die Jagdhunde waren gut gefüttert worden und schliefen nun in der Nähe des warmen Herdes, die fröhlichen Jagdtage im Traume vorgeniehend.

Die einzigen Verdrießlichen im Hause waren die Katzen; übrigens mit Zug und Recht. Hatte man sie doch hartherzig aus ihren liebsten Wohnungen, den großen, für gewöhnlich unbenutzt auf dem steinernen Herbrande stehenden Kochtöpfen vertrieben, sodas sie nun obdachlos umherirrten, rücksichtslosen Fußtrittten und den Anfeindungen der kriegsgewohnten Mäuden preisgegeben.

Kurz bevor man zu Tische ging, erschien Barbara Wolanska unter den Gästen, frischte vorjährige Bekanntschaften und Ball-Erinnerungen auf und ließ sich schließlich durch Pan Wladimir seinen guten Freund und Better Pan Henryk Zaluzki vorstellen.

„Sehen Sie, Fräulein Bassienka,“ sagte der gemüthliche Pan Wladimir dann, als der Hausherr den fremden Gast gerade in ein besonderes Gespräch verwickelt hatte, — „Cousin Henryczko ist ein tüchtiger Jäger, aber er hat noch eine andere Passion, welche Sie nicht errathen würden. Er ist Maler. Und denken Sie sich, Ihr Bild, das in Warschau eine Zeit lang beim Photographen aushing, hat ihn ganz toll gemacht. Was für ein Gesicht! Was für ein Gesicht!“ sagte er immer, — und dann: „Dürfte ich dasselbe malen, um es stets vor Augen zu haben!“ Darauf machte ich ihm den Vorschlag, mit nach Kotno zu kommen, wo das Original von Fleisch und Blut zu sehen sei. Da haben Sie die ganze Geschichte, meine schöne Freundin.“

Barbara war sehr roth geworden. „Sie sind indiscret, Pan Wladimir,“ entgegnete sie, „oder, was ich lieber glauben möchte: Sie sind ein Dichter, welcher das Alles ersann, um mir zu schmeicheln.“ Er lachte nur, denn er kannte die Frauen und war überzeugt, daß Barbara dennoch jedes Wort glaube.

Bei der sprichwörtlich bekannten polnischen Gastfreundschaft ist es nichts Seltenes, daß sich zu gebetenen Gästen unbetene gesellen, — daß dieser oder jener Geladene einen Freund mitbringt, oder auch, daß sich Jemand selbst einführt, lediglich als Landsmann. In einer Biertelstunde ist der Eindringling völlig daheim in fremdesten Kreise, und die Wirthe lassen es sich angelegen sein, ihn durch Herzlichkeit ihres Benehmens vergessen zu machen, daß er dem Hause vor kurzem noch ganz fern gestanden. So acclimatirte sich auch

Henryk Zaluski sehr schnell und nahm an der Heiterkeit der kleinen Tafelrunde, welche noch durch die Mierskis, den Kaplan von Kotno und einen alten Land-Edelmann aus der Nachbarschaft vervollständigt wurde, in ungezwungener Weise Theil.

Das war ein lustiger Abend! Ein mächtiger, von Poniatowski stammender Trunkfisch, den Pan Dombrowicz nur bei seltenen Gelegenheiten in Gebrauch nahm, machte die Runde. Der gute Tropfen löste Geister und Zungen. Jedermann kramte sein Bestes an interessanten oder schmerzlichen Geschichten hervor; die Stimmung ward immer belebter, der Humor immer urwüchtiger. Schließlich stimmten die Männer, einander mit gefüllten Kelchen umarmend, einen altnationalen Kundengesang an, was immer den Höhepunkt der Gemüthlichkeit bezeichnet, zumal, wenn etliche, — wie Pan Dombrowicz und der alte Land-Edelmann es thaten, — mit den Stiefeln den Tact dazu traten. Diesen Moment benutzten Jaga und Barbara, um sich in's Nebenzimmer zurückzuziehen; bald folgte der eine und der andere der jüngeren Gäste. Man rauchte und plauderte; schließlich nahm Henryk Zaluski den Platz vor dem Flügel ein und sang mit frischer, frohlicher Stimme den Krakowial von Wasilewski, welchen Pan Wladimir als „etwas Gutes zum Nachtsich für uns Alle“ vorschlug. Ja, das war ein prächtiges Lied, so recht wie auf feurigem Koffe, im freien Felde geboren:

„Kraowiale bin ich,
Stets vergnügt und heiter,
Schmiege' an's Koff mich innig,
Wie kein andrer Heiter.
Oei, wie sprengt es auf den Kuf,
Funkeln schlagend mit dem Huf.

Mich, den Krakowialen,
Reidet, wenn ich treite!
Kommt euch in den Radeln!
Aus dem Wege, Leute!
Ich bin König, ich bin Held
In dem weiten, grünen Felde!

Ob auch viele Schönen
Heiß nach mir verlangen,
Keine darf doch wähenen,
Mich im Reiz zu fangen:
Eine hält das Herze mein, —
Halta, ewig bin ich Dein!“

„Mospanie! (etwa: Postausend!) das nenn' ich mir ein Lied!“ sagte Pan Dombrowicz, mit dem Glase in der Hand herzutretend. „Sie sind ja ein Teufelskerl, Zaluski! So recht Eimer, wie wir ihn für unsere Jagdtage gebrauchen können! .. Schenk' ein, Bassienka, mein Herzchen, schenk' unseren Freunden ein. Der Krakowiale soll leben!“

Barbara füllte die Gläser. Pan Wladimir trank ihr lustig zu: „Eine hält das Herze mein, — Bassia, ewig bin ich Dein!“ parodierte er mit seiner weinrauen, unmelodischen Stimme, und sie wiederholten es Alle und leerten ihre Kelche auf einen Zug. Dann spielte der junge Zaluski einen feurigen Mazurek, und — siehe da! — plötzlich drehte sich Alles im Kreise. Wie die Abjäger an einander schlugen, wie gelenkig die Glieder wurden! Wie hübsch sie Alle springen konnten, sogar Seine Hochwürden, der Herr Kaplan, den Pan Dombrowicz auf's Gerathewohl ergriffen hatte.

Vermuthlich hätten die Herren diesen lustigen Abend bis in's Unendliche ausgedehnt, wäre nicht der Gedanke an die morgende Jagd und das damit verbundene Frühaufstehen gewesen. So trennte man sich gegen Mitternacht, um noch einige Stunden der Ruhe zu pflegen, — und die Gäste aus der Nachbarschaft rüsteten sich mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr zur Heimfahrt.

„So viel, wie heute, habe ich lange nicht gelacht,“ sagte Pan Dombrowicz zu Frau Maluscha, während sie ihm sein Licht anzündete.

„Am, — ja! Es ging ganz flott zu. Aber wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen Rath zu ertheilen, Pan Jakob? Sie dürfen nicht so viel aus dem jungen Zaluski machen! Bassia's Gedanken werden dadurch auf ihn gelenkt, und er ist durchaus keine Partie für Bassia.“

Pan Dombrowicz lachte sorglos auf: „Was fällt Ihnen ein, meine Gute? Er kamte ja die Kleine bis heute gar nicht und ist nur der Jagd wegen gekommen. Was wissen Sie denn von Pan Zaluski?“

„Genug, um Ihnen sagen zu können, daß er in keiner guten Afficte sitzt. Seine Klitsche (kleines Gut) ist wenig werth, und er soll nicht zu sparen verstehen.“

„Na, das ist keine Sache. Darum hat sich kein Anderer zu kümmern. Was Bassienka angeht, so wird sie sich den Pan Wladimir wählen! Sehen Sie nicht, wie die Weiden den ganzen Abend mit einander scherzten und lachten?“

Frau Maluscha nahm eine würdevolle Miene an. „Sie sollen, wie immer, Recht behalten, Pan Jakob, — Sie sind Herr im Hause. Schlafen Sie wohl, Pan Jakob!“

„Gute Nacht, Mütterchen Maluscha. Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf mit dummen Gedanken! Es war Alles so schön heute, — auch das Barzecz und die

Käspiropoggen (nationale Speisen). — Alles, Alles! Gute Nacht!“ Damit ergriff Pan Jakob sein Licht und stieg freudenvergnügt, obgleich etwas unsicheren Schrittes, die krumme, wackelige Treppe zum Oberstock empor, leise vor sich hinräuslernd:

„Kraowiale bin ich,
Stets vergnügt und heiter . . .“

Erst nach Dunkelwerden kehrten am folgenden Tage die Jäger, mit Beute beladen, zum Gutshofe zurück. Ihr Jagdglück hatte sie in die gehobene Stimmung versezt, und so gestaltete sich auch dieser Abend zu einem heiteren. Im Laufe desselben fand sich zum ersten Male eine Gelegenheit zu eingehenderem Gespräche zwischen Barbara und Henryk Zaluski. Er hatte in einer Ecke des Speisenzimmers das Schachtischchen entdeckt und seine junge Wirthin aufgefordert, eine Partie mit ihm zu machen. Sie waren Beide keine schlechten Spieler; dennoch bewegten sich die Figuren nur langsam vorwärts. Man plauderte dazwischen von allem Möglichen, — schließlich auch von der Swiniarka. Und hier begann Barbara's Rolle. So sehr ihr in Wahrheit die Wärme und Lebhaftigkeit gefiel, mit welcher Pan Zaluski seine Begegnung mit der kleinen Schweinehirtin schilderte, sie vermochte es dennoch, eine kalte, spöttische Miene anzunehmen. „Ein origineller Scherz!“ sagte sie, mit den Schnüren ihrer Kazabaila spielend. „Pan Zaluski hört die Leidensgeschichte einer Swiniarka an und schließt Freundschaft mit ihrer swinka und dem Hirtenhunde. Köstlich, in der That!“

„Es war keineswegs meine Absicht, Sie durch die Wiedergabe der kleinen Episode scherzhaft zu stimmen, Panna Barbara!“

„O, Pan Zaluski! Ich müßte sehr einfältig sein, wollte ich Ihre Auffassung dieses — Dorf-Idylls in der That für baare Münze nehmen! Und Sie würden mich danach weidlich auslachen.“

„Auf mein Wort, — ich dachte nicht daran, zu scherzen,“ sagte er in seiner ruhigen Art.

„Wirklich nicht? Nun, so müssen Sie es sich gefallen lassen, herzlich ausgelacht zu werden!“ Barbara Wolanska erhob das Taschentuch zu den lachenden Lippen und neigte das Haupt gegen die Lehne des Sessels zurück, ihren Partner durch den Schleier ihrer langen Augenwimpern muthwillig und herausfordernd anblinzeln. „Lassen Sie sich anschauen! Ist es denn möglich, daß ein Mann von Welt wie ein Romanheld zu empfinden vermag?“

„Ich bin kein Mann von Welt in Ihrem Sinne,“ entgegnete er gelassen. „Meine Verhältnisse gestatten das schon gar nicht. Vielleicht ist es Ihnen bekannt, daß unser, schon an sich nicht besonders ergiebiges Besizthum noch vor wenig Jahren tief verschuldet war. Ich mußte hart arbeiten, um ihm etwas aufzuhelfen. Dadurch kam ich mit dem Volke in nähere Berührung, als die Gutsherren im Allgemeinen. Mich hat das aber niemals gereut, und meine Mutter denkt, wie ich. Die alte Frau zählt nun fast siebzig Jahre; aber sie kennt jede Seele im Dorf, und wir bekümmern uns um Alles, was in den Rathen vorgeht.“

„O, Pan Zaluski, das ist ja einzig! Wenn ich mich hier in Kotno um jedes schreiende Kind, jedes zankende, alte Weib kümmern und den Schutzgeist aller Menschen und Thiere spielen sollte . . .“

„Sie wissen recht gut, daß ich es so nicht meinen kann,“ unterbrach er sie, etwas hitzig werdend; „aber es würde Ihnen sehr wohl anstehen, sich ein bisschen darum zu kümmern, ob auch keine Nothheiten verübt werden unter Ihren Bauern; ob es nicht Unterdrückte, wirklich Unglückliche giebt, denen ein Wort zur rechten Zeit helfen könnte. Unser Volk ist impulsiv im Guten wie im Bösen, ist empfänglich für Lehren der einen, wie der anderen Art. Es bedarf der Beaufsichtigung, der Leitung, — es muß den Zügel fühlen.“

„Ich bitte Sie, Pan Zaluski, was geht mich das an? Meinen Sie, ich habe Anlage zum Verkehr mit diesem schmutzigen, lügenhaften, verlotterten Gesindel, welchem Sie den stolzen Namen Volk beilegen? Sehe ich so aus?“

„Ja,“ antwortete er freimüthig. „Wenigstens im Bilde. Ihr Portrait im Profinski'schen Atelier erzählt dem Beschauer, daß das Original Seele und Geist besitzt; daß es nachdenken gelernt, einen trotz seiner Jugend selbständigen Sinn besitzt und —“

„Weiter, — ich bitte!“

„Ich weiß nicht, ob ich es sagen darf, Panna Barbara!“

„Nur heraus damit. Ich will Alles wissen, was dieses vorwitzige, plapperhafte Bild Ihnen aufgebunden hat, Pan Zaluski.“

„Nun denn: es schien mir etwas wie eine stumme Frage in den großausgeschlagenen Augen zu liegen, — eine an das Leben gestellte Frage, die etwa lauten könnte: „Kenne ich Dich nun ganz? Hast Du mir nicht mehr, nichts Besseres zu bieten?““

Barbara Wolanska verzog spöttisch die rothen Lippen: „Da haben wir wieder den Romanhelden,“ sagte sie. Aber dann brach ihre Stimme, vermuthlich in unterdrücktem Lachen, und abermals verbergte sie das Antlitz hinter dem weißen Tuche. Eine Weile schwiegen Beide, dann begann er auf's Neue, sanft, fast herzlich:

„Lachen Sie mich immerhin aus, Panna Barbara! Schließlich erreiche ich es vielleicht dennoch, daß wir mit einander zu der kleinen Swiniarka gehen. Sie können mir glauben, es ist eine Freude, sich ein bisschen um die armen Leute zu bekümmern. Stößt man hier und da auf einen Unwürdigen, — was verschlägt das? Im Großen und Ganzen wirkt es so gut auf die Leute, sich umjorgt zu wissen. Und eine Frau, — zumal eine junge, liebliche, — kann das ganz anders thun, als der Mann, der zugleich schelten und abstrajen muß und deshalb dem Bauern untrennbar von der Peitsche erscheint.“

„Das klingt Alles sehr schön, aber ich danke Ihnen, Pan Zaluski. Ich ziehe es vor, zu leben, wie bisher. Den Leuten geht nichts ab. Der Verwalter sorgt für Alles und ist an den Verkehr mit ihnen gewöhnt. Ich würde mich nicht darauf verstehen.“

Bassia erröthete glühend, während sie das sagte, denn es war eine Unwahrheit. Darüber hätte den Fremden jeder Bauer von Kotno aufklären können. Daran dachte aber Pan Zaluski nicht. Er glaubte seiner schönen Partnerin jedes Wort und war recht ärgerlich und betrübt über das Ergebnis dieser Plauderstunde, welche sich von fern vermuthlich sehr harmonisch und heiter ausgenommen hatte. „Es wird spät; lassen Sie uns zu unserem Spiel zurückkehren,“ sagte er. „Schach der Königin!“

Mit sehr unsicherer Hand that Barbara einige Züge. Das Spiel schritt vorwärts und endete mit einem Siege für Pan Zaluski.

„Möge das Ihrem Ehrgeize genügen,“ sagte Barbara lächelnd, „und Sie vergessen machen, daß ich mich in dem vorhergegangenen kleinen Kampfe nicht ergab.“

„Eine auf Irrthum beruhende Voraussetzung muß unter allen Umständen zu Schanden werden,“ entgegnete er, die Figuren zusammen schiebend. „Sie gaben dem Romanhelden eine gute Lehre, für welche er Ihnen zu danken hat. Sprechen wir nicht mehr davon!“

Unweit des jungen Paares am Schachtisch saß Frau Maluscha und strickte. Ab und zu glitt ein scharfer, kurzer Blick unter den halbgeenkten Lidern hervor, zu den Weiden hinüber.

„Da entpinnt sich wahrhaftig so etwas wie eine Liebelei!“ sagte sie zu sich selbst. „Das darf nicht sein, aus verschiedenen Gründen nicht. Und ich werde den Stier bei den Hörnern fassen.“

Die Stridnadeln klirrten vernehmlicher; etwas wie Nervosität kam in die fetten, sonst so gelassenen Hände. Schon einmal hatte ein Mitglied jener Familie hindernd in Frau Maluscha's Lebensplan eingegriffen. Damals war sie ein Mädchen von sechzehn Jahren und häufiger Gast im Hause der Zaluskis; Henryk's Vater aber noch unvermählt, ein schöner, stattlicher Mann, ein Liebling der Frauen. Maluscha träumte davon, Frau Zaluska zu werden, und hätte es, — wenigstens nach ihrer Meinung, — sicher erreicht, wäre da nicht gerade die blonde Deutsche als Erzieherin zu den Zaluskis gekommen. Diese Schlange! Sie war weder jung noch hübsch und vollbrachte es dennoch, den Sohn des Hauses in sich vernarrt zu machen. Er heirathete sie, — o, es hatte der armen Maluscha beinahe den Verstand gekostet! Gleich danach nahm sie in Zorn und Troß den Ersten, Besten, — den guten Pan Zadewski, der nicht ein bisschen cavaliermäßig ansah, Tabak laute und schnupfte und mit den gewöhnlichen Bauern in der Schenke „Schafskopf“ zu spielen pflegte, wenn er vom Viehmarkt kam. Später gingen die Zaluski'schen Verhältnisse durch schlechte Ernten und andere Schicksalsschläge sehr zurück. Pan Zaluski und seine ältesten Söhne starben schnell hinter einander; die trostlose Witwe blieb mit Henryk, dem Jüngsten, zurück. Aber das Alles vermochte Frau Maluscha, obgleich es ihr eine gewisse Genugthuung gewährte, nicht milder gegen die einseitige Nebenbuhlerin zu stimmen. Der alte, glühende Haß lebte noch in ihrer Brust, — das hatte sie deutlich gefühlt, als Pan Henryk ihr vor wenigen Tagen unerwartet entgegentrat, mit den blauen Augen der Mutter und mit des Vaters stolz-fröhlichem Lächeln sie anblickend. Sollte sie es ruhig mit ansehen, daß der Sohn jenes Weibes so mir nichts, dir nichts daher kam und Barbara sammt ihrer prächtigen Mitgift davon trug? Nun und nimmer! .. Sie nahm einen großen Schluck Grog zur Bekräftigung und setzte das Glas nieder, daß es krachte. Morgen würde der junge Mann hören, was ihm frommte! —

Der folgende Tag, — an dem die Jagd ruhen sollte, — brachte einige Nachbarn mit ihren Familien nach Kotno. Der alte, fidele Land-Edelmann war gleichfalls erschienen, in Begleitung dreier reizender Töchter, und die Mierskis hatten einen Gast, einen preussischen Kavallerie-Lieutenant, mitgebracht. Obgleich letztere Zugabe



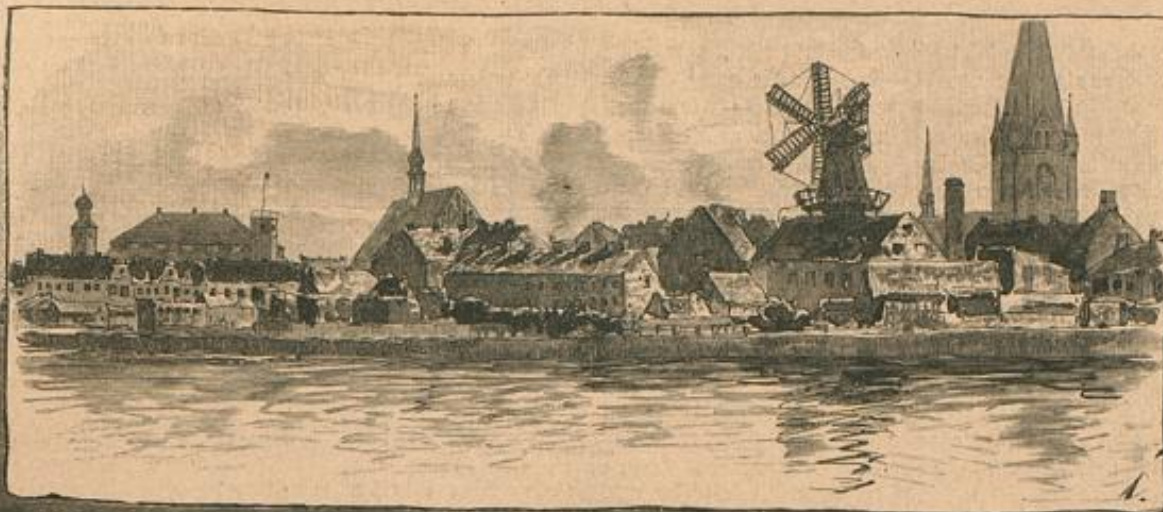
Die Prater-Feste in Wien: Der Blumen-Corso am 4. Juni. Von Wilhelm Gauze.

Den Mittelpunkt der Prater-Feste, die unter der Regie der k. k. Hof-Opern-Orchester-Verwaltung standen, bildete am ersten Tage der Blumen-Corso, der sich bis zum Abend, bis zum Aufgange der Sonne und dann für 2000 Schritte bei dem Aufgange der Sonne bis zum Aufgange der Sonne erstreckte. Alle die eleganten Equipagen waren auf das prächtigste mit Blumen ge-

schmückt, und im Zuge befand sich ein ganzes Treiben voll herrlicher Blumen. — Die herrlichen Kinder-Gärten & bunte junge Damen waren ebenfalls für das prächtige Blumen-Parade-Parade waren nicht weniger denn 100,000 Stück Blumen beschriftet, die in sehr prächtigen Blumenwagen verkauft wurden. Zwischen Musik-Abtheilungen lag in der Parade-Abtheilung in solche unter Gitter und Versteck, und

bei den Kampfspielen ihre lustigen Mägen erblühten. Beim Aufgange wurden Ertränkungen von Damen der Reichthümer beobachtet. Den Schluß des Tages bildete ein Concert des Männer-Gesangsvereins in der Hofoper. In die Hofoper war der Schwerpunkt des zweiten Festtages verlegt. Derselbe brachte eine von 250 Akademiern, unter Führung des Grafen Mikolans (Fischer), getri-

lene Partee-Tag, die Auffahrt von jungen Herren-Tagen, einen Corso von zweitausend Rab-Steinern und allerlei Circusspiele. Den Schluß des Ganzen machte das pantomimische Schauspiel „Ein Tag in Wien“, bei dem gegen zweitausend Personen mitwirkten. Es beendete die Meisterschaft an der Sonne auf's Neue glänzend bei der ihrer unermüdeten Gerechtigkeit.



1. Am Kleinen Kiel. 2. Elektrische Beleuchtungs-Versuche auf der kaiserlichen Werft. 3. Das königlich-Schloß. 4. Marktplatz mit Nicolai-Kirche und Rathaus. 5. Universität.

Ansichten aus Kiel. Von Fritz Stollenberg.

Die Hauptstadt von Schleswig-Holstein, an einem Meerbusen der Ostsee in anmuthiger Gegend gelegen, ist ein uralter Stapel- und Seehandels-Platz; doch hat Kiel erst der Anlage des Kriegshafens seinen gegenwärtigen Aufschwung und die große Bedeutung für das ganze deutsche Reich zu verdanken. Die Stadt besteht aus der unmittelbar am Ostseestrande gelegenen Altstadt, die von dem

sogenannten „Kleinen Kiel“ fast ganz umgeben ist, und den neueren Stadttheilen. In der Altstadt liegt das bereits im dreizehnten Jahrhundert errichtete, aber seitdem wiederholt umgebaute Schloß. Ebenso stammen die Nicolai-Kirche und das Rathaus am Marktplatz aus längst vergangenen Zeiten, während die Universität, welche 1665 von dem Herzog Christian Albrecht von

Schleswig-Holstein gestiftet wurde und daher den Namen „Christina Albertina“ führt, vor kurzem ein neues, schönes Gebäude erhielt. Außerdem hat die Stadt eine Marine-Academie, ein Marine-Depot, eine Maschinen- und Torpedo-Schule. In unmittelbarer Nähe liegen die neuen Kriegshafen-Anlagen, unter denen die kaiserliche Werft das wichtigste Etablissement ist.

den polnischen Cavalieren nicht eben genehm kam, so begnugten sie dem Sohne des Mars dennoch mit Höflichkeit, zumal als sie wahrnahmen, daß er nicht die jugendliche Hausherrin, sondern eine der drei Fräulein Drewiez zum Gegenstande seiner fein zugespitzten Galanterien erwählte. Aniola Drewiez war ein Ausbund von Schönheit! Etwas derart hatte der Lieutenant noch gar nicht gesehen. Diese Göttin mit ihrem feinen, picanten Gesicht, den kohlschwarzen Augen und der junonischen Gestalt, welche von lichtblonden Haaren wie von einem goldenen Mantel umflossen war, verlor nichts von ihrer Unwiderstehlichkeit durch die Thatfache, daß ihr himmelblaues Seidengewand nicht mehr ganz sauber und von etwas bühnenhafter Eleganz erschien, daß die echten Spitzen, welche es verzierten, viele defecte Stellen und sogar kleine Brandlöcher aufzuweisen hatten, und daß die zu dieser Toilette gehörigen hellen Tanzhandschuhe allen zehn rothigen Fingerpitzen freien Ausblick gestatteten. Genialität ist etwas, was ein Lieutenant immer versteht und noch großherziger auffassen würde, wenn es keine nüchternen, bedachtamen Mamas gäbe, die dem hohen Seelenfluge zu rechter Zeit einen Dämpfer und den schönheitsstrunkenen Augen des Schwärmers die richtige Brille aufzusetzen verstehen! So eine Mama besaß auch der Lieutenant von Trleben, — und er dachte mit Schauder daran, wie seine Göttin vor ihren strengen, kritischen Blicken bestehen würde!

Man tänzle flott nach der Harmonika eines musikalischen Barbiers, der für solche Gelegenheiten vom nächsten Marktsteden auf die Güter geholt wurde, — und wie tanzten die Polinnen! O, wenn das Leben nicht wäre, wie es unglücklicherweise ist, so hätte der Lieutenant noch heute die schöne Aniola, mit ihm, so wie in dieser Galoppade, durch's ganze Leben zu tanzen. Ah, was die Kameraden zu einer solchen Frau von Trleben sagen würden! Er seufzte tief auf und schlängelte sich melancholisch zum Büffet.

An diesem Abend hielt sich Henryk Zaluski mehr als sonst von Barbara Wolanska zurück; aber seine Blicke folgten ihr überallhin und begegneten nicht selten den ihren. Barbara erschien heute schöner und heiterer, als je. Das leuchtende Roth der Erregung lag auf ihren Wangen, und ihre Augen strahlten wie Sonnen. Sie tanzte und scherzte mit jedem ihrer Gäste, ohne recht zu wissen, was sie that und sprach. Ihre Gedanken waren immer bei ihrer Rolle, deren sie bereits herzlich überdrüssig zu werden begann. Wie würde Alles enden? „Woran denken Sie?“ fragte sie den gedankenvoll im Thür Rahmen lehrenden Zaluski während einer Tanzpause. „Vielleicht an die Swiniarka und ihre swinka?“ „Teufel, an eine Swiniarka soll er denken? Was bedeutet das?“ fragte Pan Wladimir, mit Kinski und den Brüdern Ogolinski herantretend.

„Es bedeutet, daß Pan Zaluski mich zur Volksbeglückerin machen möchte,“ entgegnete Barbara fröhlich. „Ich soll mich bessern, das heißt, um die Thränen jedes Bauernkinds und das Schicksal jedes in Notno geborenen Ferkels bekümmern.“ Sie lachten Alle. Pan Kinski betrachtete die spitzen, rothigen Nägel seiner aristokratischen Hände, während er in seinem nachlässigen, schleppenden Tone sagte: „Ich hörte schon davon, daß Sie darin fabelhaft originell sind, Zaluski. Je nun, eine fixe Idee ist so gut oder so schlecht, als die andere, — meinen Sie nicht auch, Panna Wassenka?“

Eine heftige Entgegnung trat auf Zaluski's Lippen, doch kam Wladimir Wyzkowski derselben zuvor. „Bleibe ruhig, Henryk, wie es einem Philosophen geziemt,“ sagte er, seine Hand auf die Schulter seines jungen Verwandten legend. „Er ist nämlich wirklich ein Philosoph, schöne Wassenka! Seine schwache Seite, nur zufriedene Menschen sehen zu wollen und deshalb die Nase in Alles zu stecken, was wie ein Unglück oder etwas Aehnliches aussieht, trug ihm schon manche Rederei ein. Und wissen Sie, sein Geldbeutel leidet darunter oft mehr, als erlaubt ist.“

„Meine Erfahrungen lehren mich, daß man die Bauern wie die Hunde behandeln muß, um sie in Zucht zu halten,“ sagte der ältere Ogolinski. „Die Canaille verträgt keine Güte. Sie beißt nach der Hand, welche ihr wohlthat.“

„Sind Sie schon einmal gebissen worden, Pan Julian?“ Diese ruhige Frage Henryk's durchkreuzte der jüngere Ogolinski mit seiner Meinungsäußerung.

„Ich mag das Volk von weitem ganz gern leiden, wenn sein Aeußeres meinen Schönheitszinn nicht beleidigt. Es giebt so reizende Mädchen unter den Strohdächern!“

„Aber die Schönste wird schnell zu einer alten Heze, welche Zwiebeln kaut, Branntwein trinkt und einen Weichselzopf hat,“ meinte der nächstere Pan Wladimir. „Welches ist Ihre Meinung, Hochwürden?“

„Sie wissen, daß ich auf einem besonderen Standpunkte stehe und mich deshalb an dieser Debatte nicht betheiligen kann, Sie Spötter!“ antwortete der hinzutretende Kaplan mit Gelassenheit.

Barbara Wolanska stand inmitten des kleinen Kreises

und blickte von Einem zum Anderen. Da war Keiner, der ein gutes, nur einfach menschenfreundliches Wort fand für die arme Creatur, über welche er zum Herrn gesetzt war, — die mit Leib und Seele von ihm abhing und für ihn arbeiten mußte! Keiner!

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Abdruck verboten.

Der alte Buchhalter.

Hamburger Skizze von J. Frapan



Es war die Uhr der halben Stadt und eine, die nie der Reparatur bedurfte. Ja, man behauptete sogar, daß er mit den Jahren ein immer peinlicherer Minutenzeiger werde, was man von anderen Uhren nicht sagen kann.

Büchlich um zehn Minuten vor halb Neun wanderte alle Morgen die auffallende Gestalt, mit dem krummen Rücken, dem abwesenden Gesicht und dem grünen Regenschirm unter dem Arm, durch die Neustädter Neustraße, und dann hieß es in den Häusern: „Macht, daß Ihr zur Schule kommt; der alte Schröder ist schon dagewesen.“ Um halb Neun wiederholte sich derselbe Ruf auf dem Heuberg. Um fünf Minuten vor dreiviertel, im Neß, riefen die Kinder erschrocken: „Der alte Schröder kommt schon, — heut' haben wir zu lange gedöhlt!“ Mit dem Schläge dreiviertel trat er in das große alte Haus in der Reichenstraße, und auch zugleich in's Comptoir, in welchem er regelmäßig der Erste war. Das war ihm, als ältestem Buchhalter des Hauses, heilige Pflicht; der Comptoirschlüssel lag jede Nacht unter seinem Kopfkissen. Sowie er Hut und Regenschirm von sich gethan, bestieg er den hohen Schreibebock, schloß sein Pult auf und versank in den langen Zahlen-Colonnen, die für ihn das Leben bedeuteten. Mochte sich nun die Comptoir-Thür zehnmal öffnen, um die Commis nach einander hereinzulassen, er sah deshalb nicht auf. Alle diese jungen Leute kamen und gingen in dem großen Handlungshause mit einer Leichtigkeit, die ihm fremd und unnatürlich war; eine Dienstzeit von zehn Jahren gehörte schon zu den Seltenheiten; da lohnte es sich kaum, auf ihre Namen oder gar ihr Aussehen zu merken. Die Meisten waren lustige Gelbknäbel, die wohl gar in Abwesenheit des Principals sich erlauben, laute Gespräche zu führen, ja zu lachen und von einem Platz zum andern zu laufen. Das hatte ihn früher gestört; aber nun war er auch daran gewöhnt, und sein Gesicht behielt immer denselben zerstreuten Ausdruck für Alles, was nicht seine Bücher anging. Selbst der Principal, der „junge“, wie er nun schon seit zwanzig Jahren hieß, war ihm eigentlich nicht die würdevolle Hauptperson, die er hätte sein sollen. Er hatte etwas Verschmitztes, Zufahrendes in seinem Wesen, das dem gefesteten Alten nicht gefiel. Wenn sich der „junge Principal“ so mit ein paar heftigen Sprüngen auf seines Buchhalters Pult stürzte, die Feder dreimal hinter dem Ohr hervorstieß und wieder einhob, ohne einen Strich zu schreiben, nervös die Hände rieb und gar nicht schnell genug Auskunft bekommen konnte auf seine Fragen, dann gingen dem alten Manne die Hände zu zittern an; er drehte kläglich den Kopf weg, hästelte in sein Taschentuch und fuhr sich damit über die Stirn, bis der Störenfried wieder weg war. Im Comptoir that der alte Schröder fast nie den Mund auf; aber zu Hause, in seinem Junggefellens-Stübchen, schüttete er in lauten Selbstgesprächen sein unwilliges Gemüth aus, seiner Hauswirthin zur Erbauung. „O Jung! Jung! Jung!“ seufzte er, „wärest Du doch mein Junge gewesen! Das hat keine Stetigkeit, seine rechte Art! Aber wovon auch? Er ist ja man 'n Waisenjung!“ Hätte sie mich doch genommen!“

Und nach solchen Ausrufungen begann er eine unendliche Abwägung, söhrend und wasserplätschend, bis der Kummer weggeschwemmt war und er, frischwangig, wie das Alter selten erscheint, glatt und juchendlos trotz seiner zweiundsiebzig Jahre, in den heißen, schneeweißen Hemdtragen eingeklemmt, sein volles Gleichgewicht wiedergefunden hatte.

Er war der bescheidenste Mensch der Welt, und die Abstände zwischen Arm und Reich schienen ihm so von der Natur selber eingesetzt, wie die Unterschiede von Dick und Dünn oder Kurz und Lang. Aber einmal hatte er doch auch geträumt, und dieser romantische Traum war es, der noch immer in seinen Selbstgesprächen spulte und aus seinem stillen, unbeschäftigten Gemüthe eigentlich nie verschwunden war.

Nicht lange nach seinem Eintritt in das große Import-Haus in der Reichenstraße, nur etwa fünf Jahre später, — er zählte damals siebenundzwanzig, — war der Principal plötzlich gestorben, eine junge Witwe von statlicher Schönheit und eine Reihe unرزogener Kinder hinterlassend. Ein Bruder der Frau trat in die geschäftliche Lücke; für die Lücke im Herzen der schönen Verlassenen aber wußte der alte Schröder, der damals noch der junge Schröder war, keine passendere Ausfüllung, als durch seine eigene treue, damals noch gerade Person, und er wünschte sich recht aus Leibesträften, daß die liebenswürdige Witwe keine Ansicht theile. Er that freilich nichts dazu, sie ihr kund zu geben, o nein, soweit ging seine Keckheit nicht; im Gegentheil verbergte er seine Wünsche vor aller Welt, recht geflissentlich aber vor dem Hülfspunkte derselben, den er sich nur von fern anzuschauen getraute.

Kurz nach dem Tode ihres Mannes hatte er, als Buchhalter, Allerlei mit ihr zu besprechen gehabt, freilich nur streng Geschäftliches. Aber diese Unterredungen in ihrem eigenen reichen Zimmer, in welchem er sich kaum zu setzen wagte, wie freundlich sie ihn auch dazu einlud, hatten seine unermeßliche Bewunderung für sie zuerst wachgerufen. Denn sie zeigte sich, neben ihren äußeren unvergleichlichen Reizen, so geschicklich, so practisch, so aufmerksam und so verständnißvoll für Activa und Passiva, daß er sich kein höheres Ideal einer Kaufmannsfrau vorzustellen vermochte. Wären nur dieser persönlichen Berührungen nicht gar so wenige gewesen!

Nun schlich er Abends vor ihr erleuchtetes Fenster, hinter dem sie las oder Toilette machte, denn fast täglich fuhr sie in's Theater. Hatte er, von einem Thorwege gedeckt, zuletzt einen Blick auf die heraustrappende geschmückte Gestalt im hellen Rahmen der Thür erlangt, dann eilte er auf einem anderen Wege gleichfalls in's Theater und ließ sich's oft sein letztes Geld kosten, um auch einen Platz zu erobern, weit, recht weit von ihr, aber so, daß er ihr Gesicht sehen konnte und den wechselnden Ausdruck ihrer lebendigen Züge. Und kein Schiller und kein Shakespeare vermochte, seine Blicke von ihr weg und auf die Bühne zu lenken. Darum waren ihm die

Opern am liebsten, weil ihn da gar kein Gerede störte, sondern jährtliche oder leidenschaftliche Weisen die Gedanken begleiteten, mit welchen er sie anstarrte.

Mit großer Freude las er eines Tages im Hamburgischen Correspondenten, daß „eine so gut wie neue Flöte“ zu verkaufen sei. Dieses empfindsame Instrument war ihm vor allen anderen theuer. Er erstand die Flöte, fand einen Meister und blies mit übermenschlicher Ausdauer, obgleich es ihm an Athem fehlte, wie sein Lehrer sagte, und seine Leistungen ihn selber genirten, weil er mitten darin durch unschuldige Nebenlaute oft die ganze Melodie verlorb. Er hatte das zarte Lied: „Guter Mond, du gehst so stille“ eingeübt und blies es schon drei Stunden lang, als plötzlich seine Hauswirthin den Kopf in die Thür steckte und ihm strenge zurief: „Jetzt ist die Uhr zwölf! Wenn Sie das Tuten nicht sein lassen können, so muß ich Ihnen die Wohnung kündigen. Es wird ja doch nir; Sie blasen ja bloß die Butter von der Grütze!“ Tiefbesämt ließ er die Flöte sinken, die Baden hatte er schon vor Schreden eingejogen. Die Butter von der Grütze? Nein, das hatte er nicht gewollt, er hatte ja ein Herz erobern wollen mit seinem Spiel! Er rührte den Kasten nicht wieder an, in dem die spröde Freundin lag; er mußte einen anderen melodischen Ausdruck suchen. Zuletzt entschied er sich für die Pause, da ihm ein Schalk von Theatermusiker gesagt hatte, daß sei das am leichtesten zu lernende Instrument. Indeß erschraf er gewaltig, als er den kriegerischen Klang so in nächster Nähe vernahm, und da er fürchtete, daß seine Uebungen abermals als nächtliche Ruhestörungen aufgefaßt und geahndet werden könnten, begab er sich dazu auf die einsame, damals noch wüste Sternschanze und paulte, auf einem Sandhügel sitzend, seines Herzens Verlangen in den lächelnden Mondschein hinaus, daß die Uferschwärben verächtlich aus ihren Nistlöchern aufflogen und ihm fragend um den Kopf schossen. Das waren Stunden unvergesslicher Begeisterung.

Aber schon damals war diese Art des Courmachens altmodisch und blieb gänzlich erfolglos. Nur die Dienstmädchen der Principalin hatten so ihre Bemerkungen und flüsternden sich sichernd und ellbogenstoßend zu, daß der Buchhalter „Augen mache wie ein Mailater“, sobald Madame nur am Fenster erseheine.

Diese runden, blaßblauen Augen gaben seinem Gesichte eine eigenthümliche Kindlichkeit, und er hatte zudem so etwas von der Stirn, was auf Gedanken-Enge deutete. Aber solche Beschränktheit störte Niemand und sicher nicht den Zwischenherrs des Handelshauses, der keinen solideren, freundlicheren Arbeiter hatte, als Schröder. Der blieb auch in seiner Hoffnung freudig, zumal die Witwe alle Bewerber abweis und nur ihren Kindern lebte, — vorläufig, wie er hoffte.

Jahr um Jahr verging; die Pause ward zu der Flöte gelegt, und Schröder nahm die Gewohnheit des laut mit sich selber Redens in immer bedenklischerem Grade an. Der jüngste Knabe der geliebten Frau, ein Säugling beim Tode seines Vaters, trug nun schon ein knapps, blaues Sammet-Habit und einen Hut mit jeder Feder auf den widerspenstigen Locken, und sie hatte noch immer nicht die Hand zu dem lieblichen Bist er hoben, auf den er wartete. Da erkrankte der schwächliche ältere Sohn in beängstigender Weise, und die gepörrte Frau verbannte sich mit dem hinfiedenden Liebling nach dem fernen Süden. Die beiden Töchter wurden in Pension gehalten, den Jüngsten nahm sie mit sich nach Madeira.

Als sie nach einigen Jahren zurückkehrte, trug sie ein Trauerkleid und führte den Kleinen allein an der Hand. Da wagte es der zartfählende Buchhalter weniger denn je, sie zu bedrängen, wenn auch nur in Gedanken. Aber er ward ein eifriger Kirchengänger, denn auch sie war jetzt dort häufiger zu finden, als im Theater, und seine Verehrung für sie stieg mit den Orgeltonen aufwärts und nahm immer verklärtere Form an. Nicht der Gottheit galt sein höchster Seelen-Aufschwung, sondern der schönen Frau, die ihm in der Schmerzskrone doppelt schön erschien und ihm die Kirche erst zum Gotteshaufe weihte. Er beneidete den Organisten um seine Macht über das tönende Meer, die Orgel; wenn er hätte Orgel spielen lernen können! Aber man sagte ihm, das sei ohne musikalische Vorkenntnisse undenkbar; und so schwieg.

Nur in Einem widersprach ihr sein Herz zuweilen, — das war die Erziehung des Jüngsten, der zu einem unbändigen Knaben, zu einem jähzornigen und auffahrenden Jüngling heranwuchs und mit seinen dunklen Locken, seiner freien Kleidung und seinem formlosen Betragen gar nicht den Eindruck eines rechten Kaufmannes machte. Den hatte sie verzogen, das fühlte er; der hätte ihn zum Vater haben sollen! Auch als er sich im Geschäft tüchtig genug erwies und sein „junger Principal“ wurde, konnte er das Bedauern darüber nicht los werden, daß dem „Waisenjungen“ nicht sein Recht geschehen sei, sein Sohnes-Anrecht auf zahlreiche Präge.

Indessen, als es soweit war, zählte er die Jahre kaum mehr, außer wenn er die Bilanz machte. Nicht, daß er lebensmüde oder hoffnungsarm geworden wäre, er hielt „die Sache“ noch immer für möglich und behielt sein Leben lang die gewisse erwartungsvolle Gespanntheit, welche frisch erhält und keine Vernachlässigung des äußeren oder inneren Menschen aufkommen läßt. In der letzten Zeit freilich war die Maschine ein wenig langsamer geworden; die Feder glitt noch bedächtiger über das Papier, die Augen brauchten mehr Zeit, um eine Ziffer zu übersehen, der Stimmton war noch trockener, noch steifer, und ungelenker wickelten sich die Sätze aus seinem Munde. Der junge Principal schüttelte oft ungeduldig den Kopf hinter seinem Rücken; aber der alte Buchhalter war doch auch für ihn eine vertraute Gestalt, eine Figur aus seiner ferneren Kinderzeit und hatte ihm Aepfel geschenkt und ihn die Zahlen schreiben gelehrt. Besonders der Elf erinnerte er sich ganz genau; die schrieb er mit zwei schnörkelhaften Schwänzen nach unten.

So waren die Jahre vergangen, und der alte Schröder war die Uhr geworden für die vielen Schulkinder.

An einem frischen, windigen Märzorgen kam er, wie gewöhnlich, die Reichenstraße herauf, zog den Comptoirschlüssel und wollte eintreten. Da bemerkte er erblickend, daß die Thür bereits geöffnet sei. Was war das? Er blickte auf seine Uhr, dreiviertel auf Neun, — auf den Schlag! Nun trat er, gegen seine Gewohnheit, hastig ein, — ein Geumme kam ihm entgegen, — das ganze Personal war bereits versammelt, aber nicht an den Pulten. Sie saßen und standen in Gruppen umher, — nun drängten sie auf ihn zu, daß er, völlig verwirrt, den Regenschirm fester unter den Arm faßte und in großer Aufregung auf sein Pult zutretete. Da fühlte er sich von einer Hand ergriffen und die seine warm gedrückt, und als er hinauffarrte, sah er den jungen Principal, der ihn vor-

wärts zog an ein Beet aus Rosen und Veilchen, und als er näher hinsah, war es sein Pult, sein altes, hölzernes, bintenbellektes Comptoir-Pult, das in ein Blumenbeet verwandelt war. Und zugleich hörte er die Worte: „Fünzig Jahre, — fünfzig Jahre in unserem Hause, — treue Mitarbeiterschaft, — Pensionierung bei vollem Gehalt, — und nun kommen Sie hier ist noch Jemand, der Ihnen danken will.“

Dem Alten wandten die Knie; da zog der Stürmische ihn in das Privat-Comptoir und ließ ihn los. Vom Fenster erhob sich eine schlanke Dame in starrer, grauer Seide, das seine Gesicht von weißen Loden eingefasst. In der Hand hielt sie einen schönen, hohen, silbernen Becher, den führte sie nun anmuthig an die Lippen, dazu sprechend: „Fünzig Jahre treuer Dienste, — auf Ihr Wohl, mein guter Schröder! Auf Ihr Wohl!“

Die Verstärkung im Gesicht des Alten wich einem seligen Lächeln. Er knigte so tief, als wolle er ihren Fuß küssen, dann empfang er den schönen Becher und leerte ihn auf einen Zug. Und dann breitete er plötzlich die Arme aus, griff, immer mit denselben freuderosen Wangen, ein paar Male rechts und links in die Luft und sank mit einem leichten Seufzer auf dem Teppich zusammen. Der Eingriff in das alte Ubrwerk war zu stark gewesen, es stand still. Die Jubiläums-Blumen blühten weiter auf seinem Grabe. „Ach Jahre in Freuden dahin!“ hatte die alte Dame auf sein Kreuz schreiben lassen.

Abdruck verboten.

Lothen und Lothendienst.

Von Helene Pichler.

Wenn die Stürme um Dächer und Giebel heulen, oder wenn der elektrische Draht die Nachricht von einem neuen Schiffsunfall von Stadt zu Stadt trägt, dann wird das Interesse der Festlandsbewohner für das Meer, und was auf ihm sich bewegt, wachgerufen. Ernst genug sieht es dort aus, besonders wenn ein Schiff in wildem Wetter sich der Küste nahe befindet und kein Lothe in Sicht ist.

Trotz unserer herrlichen Kriegs- und Handels-Marine giebt es noch Deutsche, welche nicht recht wissen, was ein Lothe ist. Nicht Wenige der Binnenlands-Menschen haben den schönen Glauben, wenn so ein stolzes Schiff den Hafen verläßt, dann entfaltet es alle Segel und setzt Dampf auf, der Kapitän steht am Steuer, die Matrosen schreien Hurrah und schwenken die Mäuten, und dann geht's lustig in das große Weltmeer hinaus.

In Wirklichkeit vollzieht sich die Begebenheit anders. Nur wenige Segel sind dem Winde preisgegeben, und nur so viel Dampf wird gegeben, als hinreicht, um das Schiff in langsamer Fahrt zu erhalten; es darf nicht in's „Schießen“ kommen, bevor es ganz „reines Fahrwasser“ hat. Das Schiffsvolk hat alle Hände voll zu thun und denkt nicht an Singen und Schreien. Am Steuer steht aber nicht der Kapitän, sondern ein nicht zum Schiffe gehörender Seemann, der Lothe. Er führt das Kommando; der Kapitän hat, so lange der Lothe an Bord, nichts zu sagen. Mit dem Kommando hat der Lothe auch die Verantwortlichkeit. Geschieht ein Unglück, während er sich an Bord befindet, so hat nicht der Kapitän, sondern der Lothe die Sache auszugetragen vor dem zuständigen See-Amt oder, in Fällen eingeleiteter Verurteilung, vor dem Ober-Seegericht in Berlin. Erst wenn das Schiff durch alle Gefahren der Küste, als da sind: Untiefen, Klippen, Sandbänke u. s. w., glücklich hindurch geleitet und das minder gefährliche Fahrwasser des hohen Meeres erreicht ist, erst dann übergibt der Lothe das Kommando dem Kapitän wieder und verläßt das Schiff.

Sobald ein Schiff irgend einem bedeutenden Hafen sich nähert, vollzieht sich dieselbe Thatsache in umgekehrter Folge. Das Schiff hat die Reise fast vollendet; die Küste kann nicht fern sein; da läßt der Kapitän scharf Ausguck halten nach einem Lothen und ist sehr beunruhigt, wenn der kundige Helfer und Leiter nicht bald sich zeigt.

Nun meint der Landbewohner, ein echter Seemann müsse alle Meere und Flüsse der Welt kennen, und wozu er bei Anlaufen eines Hafens noch einer Hilfe bedürfe? Ja, wenn überall das Festland wie eine Mauer senkrecht abschneide und der Meeresboden gleichmäßig eben wäre, so daß die Salzfluth mit gleicher Tiefe das gewaltige Becken füllte! Das ist aber nicht der Fall. Wo die Küstenbildung aus dem ewigen Kampfe des nassen Elementes gegen Felsen hervorgegangen ist, säumt das Gestein nicht nur malerisch die Contouren des Landes, sondern setzt sich unter der Wasserlinie fort, bildet Riffe, blinde Klippen; und wo der Uebergang von Land zu Meer in geneigter Ebene mit Sandbänken sich vollzieht, ist es nicht besser, denn Sand- und Schlammhäufe sind dem Schiffer ebenso gefährliche Dinge, wie Felsenriffe. Ja, es steht damit noch schlimmer, weil jene der Veränderung unterliegen. Wo vor einem Jahre noch tiefes Fahrwasser war, dehnt heute ein „Sand“ sich unter der unschuldig scheinenden Wasserfläche aus. Jede hochlaufende Fluth bringt Veränderungen im Fahrwasser hervor. Wie sollten die Seeleute, welche vielleicht zum ersten Male oder nach langer Abwesenheit den Hafen anlaufen, von diesen Veränderungen unterrichtet sein können? Wie wäre es möglich, die lokalen Bedingungen glücklichen Einlaufens für alle Häfen der Erde zu kennen?

Da kommen eben die Lothen zu Hilfe. Bei allen civilisirten Völkern ist das Lothenwesen streng geordnet und verwaltet. In Deutschland ist es sogar Staats-Institut, welches durch „militärische Schneidigkeit“ sich auszeichnet. Prachtige, tüchtige Männer sind unter unseren Lothen zu finden. Alle haben eine strenge Schule durchgemacht, Alle haben klaren Kopf, scharfe Augen und das Herz auf dem rechten Fleck. Bevor sie eine Anstellung erlangen, müssen sie eine bestimmte Zeit auf See gefahren haben, ihre vaterländischen Küsten genau kennen, mit Wind und Wetter auf vertrautem Fuße stehen und überdies ein Examen ablegen. Der Lothe wird einer „Station“ zugewiesen, und nun spinnt sein Leben sich im Kampfe gegen die Naturgewalten ab.

Die Lothen-Stationen liegen natürlich an solchen Plätzen, die lebhaften Schiffsverkehr haben. Wie stark eine Station besetzt ist, richtet sich nach der Frequenz und Wichtigkeit des Hafens; die Zahl variiert zwischen 10 bis 24 Mann. Der Oberlothe stellt den regierenden Geist der kleinen Gemeinde dar. Die Stationen eines Regierungsbezirks stehen unter einem Lothen-Kommandeur, welcher auf der wichtigsten Station seinen Sitz hat, ein theoretisch wie practisch durchaus tüchtiger Seemann von fast universeller Bildung sein muß. Er hat über sich direct den Regierungs-Präsidenten; einen weiteren

Vorgesetzten giebt es für ihn nicht. Natürlich werden zu diesen erlebten Posten auch nur die ersten Kapitäne genommen.

Wie bereits erwähnt, besteht der Lothendienst in der Führung der Schiffe durch das gefährliche Fahrwasser der Küsten und zu den Häfen. Sobald der schwere Dienst, Unglücksfälle oder hohes Alter die Kraft des Lothen laiden, tritt der Staat an die Stelle des Ernährers; jeder deutsche Lothe ist pensionsberechtigt.

Nun hinaus nach einer Lothen-Station! Da liegt auf der südöstlichsten Spitze Kügens eine Kolonie strohgedeckter Hütten, — Häuser kann man kaum sagen, — das ist Thiesow. Weder Dampf noch Rad verbinden den Ort mit der großen Welt. Als Centrum thront kein Kirchlein inmitten der niedrigen Häuser; aber hoch gen Norden, das Meer beherrschend, ragt auf steiler Klippe ein hohes Gerüst empor, an welchem große, runde Kasse, Scheiben und andere Formen-Objecte hängen. Das ist die „Station“. Mithilfe des optischen Telegraphen giebt der Wacht habende Lothe dem weit in See befindlichen Schiffe seine Anweisungen, schickt er Signale nach der Kommandantur. Wenn ein Lothe gefordert wird, geht sofort das Lothen-Bot in See. Hat der Lothe das Schiff betreten, so darf er dasselbe nicht eher verlassen, bis es an seinem Bestimmungsorte Ankert geworfen hat. Oft kommt es in strengen Wintern vor, daß der Lothe wegen schweren See- oder Eisganges das Schiff nicht erreichen kann; dann muß das kleine Lothen-Fahrzeug dem großen Schiffe voraussegeln, muß ihm den Weg weisen, bis es geborgen ist. Nach erfüllter Pflicht hat der Lothe sofort auf dem kürzesten Wege nach seiner Station zurückzukehren.

Unter den Strohdächern von Thiesow wohnt der Friede. Der Mann zieht hinaus, mit Noth und Tod zu kämpfen und zu ringen, — vielleicht kommt er nicht wieder heim, — und das Weib besorgt Haus und Hof, das dürstige Gärtchen und, wenn solches vorhanden, das Vieh im Stalle. Frei, ohne jeden Zwang, wachen die Kinder heran, zu ernten, stahlharten Männern; ihre Lehrmeisterin ist die See, welche in den dringendsten Tonarten zu ihnen spricht, deren Lehrgedicht nie zu Ende gesungen wird.

Thiesow ist schon kein Ort für den verwöhnten Großstädter; was aber würde ein solcher Stadtmensch für Augen machen, wenn er plötzlich im Winter auf den Lothen-Vorposten Schlemmünde verlegt würde? Ein durchaus taubles Sandinselnchen, rings von Fluthen umspült, und darauf ein einziges Haus, in welchem zwei Lothen mit ihren Frauen Jahrtausend hindurch hausen. Meer und Himmel, sonst nichts um die vier Menschen. Kein Schiff, kein Segel auf zehn Meilen im Umkreise könnte den scharfen Blicken der Inselaner entgehen, und sobald die Forderung nach einem Lothen sichtbar wird, geht einer von den Beiden hinaus. Oft auch sind Beide in der Pflichterfüllung mehrere Tage abwesend, — die Lothenfrauen auf Schlemmünde dürfen keine nervenschwache Damen sein; sie sind Meeresbrausen und Sturmesböden gewohnt.

Immerhin ist das Lothenleben der Ostsee fast idyllisch zu nennen gegen das der Nordsee. Hier erst kommt das rauhe, edle Charakteristikum des deutschen Lothen zum vollen Ausdruck. Alles vereinigt sich hier, das Außerordentlichste von seiner Kraft und seiner Entschlossenheit zu fordern. Das Meer ist ungestümmer, das Wetter brutaler, der Schiffsverkehr zählt nach Tausenden und aber Tausenden von Fahrzeugen, — folglich ist der Dienst weit schwerer.

Wohl haben sie feste Wohnsitze und auch Weib und Kind, aber nur selten sind die Lothen daheim, und noch weniger dürfen sie dauernd in Ruhe ihr häusliches Glück genießen. Ihr Platz ist im schwankenden Segelboot auf den Nordsee-Wellen. Weithin ist der Lothenkutter kenntlich durch eine große Fahle, welche seinem Segel aufgenäht ist. Für das seemännische Auge ist es eine wahre Lust, die schlau gebaute, flinken Lothenkutter durch die Wellen der Nordsee hin und wieder schiehen zu sehen. Ein ausgelegener Kutter hat etwa zwölf Lothen an Bord. Die Elbflößen haben das Gebiet der Elbmündung, die Weserlotien das der Weser. Aber weit über diese Gebiete hinaus, auf dem neutralen Terrain der hohen See, sind die Einen zu finden, wie die Anderen. Ob es regnet oder die Sonne scheint, ob milde Lüfte säuseln oder der Nordwest grimmige Hagelschauer herabsendet, die Lothen suchen das Meer ab nach hilfsbedürftigen Schiffen.

Sie segeln natürlich nicht dicht beisammen; hier kreuzt ein Lothenboot und fünfzig Seemeilen nordwärts wieder eins. Welches am weitesten in die Nordsee sich hinauswagt, etwa auf die Höhe von Vorkum, das hat Aussicht, die ängstlichen Ausländer, gigantische Indien-Fahrer, stahlharte Amerikaner, zu gewinnen. Unsere deutschen Kapitäne kennen die Nordsee und ihre wilden Launen sehr gut; aber sobald das Schiff über zwölf Fuß Tiefgang hat, wird es keiner wagen, ohne Lothen einzulaufen; nur nehmen sie den Lothen später, in „geahnter Landnähe“, an Bord. Nach der Größe des Schiffes richtet sich das Lothensgeld, d. h. die Abgabe an die Lothen-Anstalt, beziehentlich den Staat. Ein Vollschiff von zwanzig Fuß Tiefgang muß natürlich eine weit höhere Summe zahlen, als eine Brigg, welche ihren Kumpf nur zwölf Fuß tief in die Wellen taucht.

Es ist „schmieriges Wetter“. Die Lothen, fest in ihre Deltröcke gekleidet, haben die enge Kajüte ihres Kutters, — einen Raum von sechs Fuß Breite und fünf Fuß Höhe, — verlassen, das letzte „Garn“ ist abgepönnen, sie haben sich nichts mehr mitzutheilen, nichts mehr zu erzählen; Grog trinken, — hm, das darf in See nur sehr mäßig geschehen. So gehen sie an Deck, lassen die Graupelschauer auf sich niederrauseln und freuen sich, wie ihr Fahrzeug, einer soletten Schönen gleich, durch die bestigen Jählichkeiten der ungestümen Wogen dahingleitet.

Aller Augen sind in die Weite gerichtet; am Horizont verschimmeln Meer und Himmel zu einer trüben, grauen Decke. Da taucht eine Mastspitze auf, erst wie ein starrer, dunkler Finger im wogenden Horizonte. Dann rücken die anderen Masten nach; die Segel, der ganze Schiffkörper heben sich heraus, während das Schiff unter den Fittichen des Westwindes näher kommt. Man sieht hin, man debattirt, ob das Schiff schon einen Lothen habe. Nein, aber es kann den viel kleineren Lothenkutter noch nicht erkannt haben. Jetzt fliegt am Rodmast des Schiffes eine Flagge auf, — das ist der Ruf: Ich wünsche einen Lothen. Eiligt giebt der Kutter Gegen-signal und nimmt Kurs auf das Schiff. Sobald er in solcher Nähe ist, daß ein Bot ungefährdet zu ihm gelangen kann, geht das Bot mit zwei Rudern und einem Lothen von dem Kutter ab, dem Schiffe zu. Es ist Zug und Brauch, daß der Lothe, welcher das Schiff einbrachte, es beim Aussegeln wieder geleitet, vorausgesetzt, daß der Mann gerade zur Hand im Hafen ist. Das wissen die Lothen aber meist so einzurichten, denn es bedeutet für sie bei recht großen Schiffen eine Ehrensache.

Das Bot geht zum Kutter zurück, und so lange wird Jagd gemacht auf lothenbedürftige Fahrzeuge, wie Lothen auf dem

Kutter sind. Von ausgelegenden Schiffen, welche ihre Lothen absetzen, kommt früherer Zug, und genügt das nicht, so wird Nachschub von der Station geschickt. Das Lothen-Fahrzeug selbst bleibt „draußen“, so lange nicht brausende Stürme, fürchterliche Wetterzustände es zwingen, der eigenen Sicherheit halber Schutz in den Fluthmündungen zu suchen. Es muß übrigens schon das Allerbeste drohen, wenn die Lothen-Besatzung sich dazu entschließt, denn stahlhart sind diese Männer in der unausgesetzten Verbindung mit der See und dem Wetter geworden, und ehe sie ihren Posten verlassen, muß ein schrecklicher Naturwille sie zwingen.

Doch betrachten wir diese eisernen Männer einmal während der langen Ruhepausen daheim bei Weib und Kind! Wie fröhlich blicken da die scharfen Augen, wie zärtlich wird das Jüngste auf den Knien gewiegt, und wie vorsichtig fassen die großen, harten Hände nach der Frauenhand, welche sorglich den Tisch deckt. Wie lustig und munterer Rede voll fließen die Stunden, wenn einige Kameraden zu gutem Trunk sich zusammen fanden! Es fällt wohl nie und da ein derbes, übermüthiges Wort, welches zarte Ohren empfindlich berühren dürfte; aber es sind stets nur Ausbrüche einer naiven Ursprünglichkeit, die von schönrednerischer Schminke nichts weiß und das Phrasentum der conventionellen Welt nicht kennt.

Die Pflicht ruft, und im Nu sind die braunen, bärtigen Männer wieder ganz in ihrem Berufe, — allzeit bereit, den alten Kampf aufzunehmen und nicht nur als Wegweiser auf den Meerespfaden zu dienen, sondern auch, wenn es Noth thut, thatkräftige Hülfe zu leisten in erster Gefahr. In unseren Lothen lebt uns ein starkes, tüchtiges Geschlecht.

Vor hundert Jahren.

Juni 1787.

Von Ernst Schubert.

Am 28. Juni 1787 tritt in der Provinz Holland, der reichsten aller niederländischen Provinzen, die allein sechzig Procent der gesammten Staatskosten bestreitet, jenes Ereigniß ein, welches für die ganze niederländische Revolution entscheidend werden sollte. Am 21. Juni war die Gemahlin des Erbstatthalters, Schwester des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, von Nymwegen aufgebrochen und hatte sich in das Lager ihres Gemahls bei Amersfoort begeben, um von hier nach ihrem Lustschlosse tom Bosch, in der Nähe des Haag, zu reisen. Auf die Nachricht hiervon entstand unter den Orangisten im Haag eine freudige Bewegung; Tausende machten sich schon am frühen Morgen des 21. Juni auf den Weg nach dem Lustschlosse, um die Prinzessin zu begrüßen; zu ihrem Erstaunen aber erfuhren sie, daß dieselbe gar nicht angekommen sei. Es hatte sich Folgendes zugetragen: Am Nachmittage des 28. Juni war die Prinzessin, nur von wenigen Personen begleitet, zu Schonhoven in der Provinz Holland angelangt, daselbst freundlich vom Stadtsecretär begrüßt worden und unbehindert durch die Stadt gelassen. Hinter derselben wurden die Reisetaschen von einem Detachement Dragoner in die Mitte genommen, das noch als Ehren-Escorte gelten konnte; aber eine Strecke weiter standen stärkere Truppen-Abtheilungen und bewaffnete Bürger, welche die Wagen anhielten und sie zu der aus Woerden herbeige-eilten „Difffens-Commission“ geleiteten. Diese erklärte, die Prinzessin dürfe ohne Erlaubniß der Staaten von Holland nicht weiter reisen, und brachte die hohe Frau nach Veerdaam in Verhaft. Die Prinzessin wurde von ihrem Gefolge getrennt, erhielt Doppelposten vor die Thür ihres Zimmers, wie des Hauses; ja, in ihr Zimmer selbst installirte sich ein Miliz-Offizier mit blohem Degen. Die Prinzessin durfte Niemand sprechen, und selbst Schreibmaterialien wurden ihr verweigert. Diese Ungebährlichkeiten sind später bestritten worden; aber für die Wahrheit der Beisuldigungen spricht die Thatsache, daß jener Miliz-Offizier nach Unterdrückung des Aufstandes und der Rückkehr der Oranier Hand an sich legte. *)

Die Staaten von Holland, an welche der Vorfall berichtet wurde, billigten das Vorgehen der Difffens-Commission, worauf die Generalstaaten um Aufhebung dieses Beschlusses erjudeten, „weil vorauszusehen sei, daß die Sache zu großes Aufsehen in Europa machen werde“. Während die Verhandlungen noch schwebten, kehrte die Prinzessin, deren Rückreise nichts in den Weg gelegt wurde, nach Nymwegen zurück, wo sie am 30. Juni wieder anlangte. Schon am Tage zuvor hatte der Erbstatthalter an die Generalstaaten ein Schreiben gerichtet, in dem er energisch Genugthuung für die unerhörte Beschimpfung seiner Gemahlin verlangte. Für die Freunde von Zimmermann's „Rüchhausen“ sei erwähnt, daß es diese Vorgänge sind, auf welche der verkommene Patriot-Kaspar anspielt, wenn er sich rühmt, mit dabei gewesen zu sein, „wie die alte Orange dazumal in Schonhoven vernolestirt wurde“.

Wie in Vorahnung des Kommenden hat König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der Bruder der beleidigten Fürstin, bereits am 25. Juni ein Ober-Kriegscollegium eingerichtet, dessen Vorsitz der regierende Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der Lieblingsneffe Friedrichs des Großen, übernimmt. Vice-Präsident wird der Gouverneur von Berlin, General der Infanterie von Möllendorff.

Somit ist eine Menge culturhistorisch interessanter Dinge aus Berlin zu berichten. Unter dem 11. Juni wird zwischen Preußen und Kurpfalz ein Vertrag wegen gegenseitiger Auslieferung der Deserteure geschlossen. Darunter befindet sich eine Bestimmung, wonach „einem militärpflichtigen Landeskind, so sich häuslich niederlassen oder Bürger werden will, auf sein geziemendes Ansuchen der Abschied gegen ein nach dem Zollmaße des Mannes zu bestimmendes Aequivalent erteilt werden soll.“ Für einen Mann von fünf Fuß fünf Zoll sind 24 Thaler, für einen solchen von sechs Zoll 26, für sieben Zoll

*) Ein Bericht der Spener'schen Zeitung schildert drastisch das Benehmen des Mannes folgendermaßen: Der erwähnte Offizier vom Freycorps war nach seiner Art ganz höflich. Er hatte in dem Zimmer der Prinzessin den bloßen Degen in der Hand gehalten; aber als einer von dem Gefolge ihm zu verstehen gab, das schide sich nicht, machte er auch weiter gar keine Schwierigkeit, ihn einzustecken. Er trieb die Höflichkeit so weit, daß er Ihre Königl. Hoheit und ihrem Gefolge Wein, Bier, ja sogar Pfeffer und Tabak anbot und sich übrigens ohne Umstände, mit freuzweise gelegten Beinen, neben der Prinzessin hinsetzte, die dann diesem Halbthiere, das aus einem Schuster oder Schneider auf einmal zum Kapitän eines Freycorps geworden war, seine Unhöflichkeiten herzlich gern verzieh.



Der Brand der Opéra Comique zu Paris, am 25. Mai. Von F. de Haenen.

In schauerlicher Weise erhielten die warnenden Worte, mit welchen in der Sitzung der französischen Kammer vom 12. Mai der Abgeordnete Steenaders auf die gefährlichen Zustände in der Opéra Comique aufmerksam gemacht hatte, ihre Bestätigung: Am Abend des 25. Mai, während der Vorstellung von Ambroise Thomas' Oper „Riquon“, brach in den oberhalb der Bühne gelegenen Räumen Feuer aus, welches, mit rasender Schnelligkeit

um sich greifend, das Gebäude vollständig zerstörte und zahlreiche Menschenopfer forderte. Wie viele Menschen in so bejammernswerther Weise um's Leben gekommen sind, ist noch nicht genau festgestellt. Bisher wurde der Tod von siebenundneunzig Personen, — Choristen, Tänzerinnen und Zuschauer, — constatirt, doch ist es nur zu wahrscheinlich, daß noch viele Personen unter den Trümmern begraben liegen. Daß das Unglück eine so fürchtbare

Ausdehnung gewinnen konnte, erklärt sich daher, daß der eiserne Vorhang den Dienst versagte, die Flammen somit gleich in den Zuschauerraum hinüberzügelten und diesen mit erstickendem Qualm erfüllten. Zugleich erlosch in den Gouloirs das Gas, sodaß die in den Gängen in wilder Verzweiflung sich Drängenden nur schwer den Ausweg finden konnten. Nicht wenige der um's Leben gekommenen Personen, namentlich Damen, wurden erdrückt oder zertreten.

30 Thaler u. s. w. zu errichten; volle sechs Fuß kosten 50 Thaler. Hier wird also die militärische Verwendbarkeit nach der Körpergröße gemessen. Daß aber auch schon der Schulmeister in der preussischen Armee seine Rolle spielte, lehrt eine Prüfung in der Kadernschule des Pfaßschen Infanterie-Regiments. Der um die Soldaten-Erziehung hochverdiente Feldprediger Wörschel ladet zu der Prüfung mit einer von ihm herausgegebenen Schrift ein: „Darf und soll der preussische Soldat aufgestellt sein?“ Natürlich wird die Frage bejaht.

Am 19. Juni ergeht eine Erneuerung des Edictes, wonach das Anfaufen des Flackes auf dem Lande, bei Strafe der Confiscation der Waare wie des Geldes, verboten wird; und eine Verordnung des Ober-Sanitäts-Collegiums bestimmt, „daß künftig die Kartoffeln nicht früher als den 16. August, bei Vermeidung der Confiscation, zu Markte gebracht werden sollen, und soll auf frühe oder späte Kartoffeln schlechterdings keine Rücksicht genommen werden.“ Den Berlinern wird, bei einer Geldstrafe von zwei Thalern, das Trocknen der Wäsche und das Sonnen der Betten auf den Straßen und öffentlichen Plätzen untersagt, und wer sich gar einfallen läßt, die Anpflanzungen im Thiergarten zu beschädigen, den trifft eine Geldbuße von zehn Thalern oder Gefängniß von acht Tagen. Wer solchen Frevel anzeigt, erhält ein Douceur von fünf Thalern, wobei ihm Verschweigen seines Namens zugesichert wird. Den wirthschaftlichen Hausfrauen Berlin's wird eine Freude dadurch bereitet, daß eine Cabinets-Ordre vom 24. Juni die Aecise von Roggen und Gerste, soweit solche zum „Hausbaden“ verwendet werden soll, aufhebt.

Ein gar illustrierter Gast hält am 21. Juni in Berlin seinen Einzug. Unter diesem Datum macht ein Herr Brunn bekannt, daß er „mit einem seltenen Thier, einem lebendigen Zebra, welches in Europa noch nie gesehen und mit Recht ein Meisterstück der Natur genannt werden kann“, im Hotel de Russie unter den Linden Quartier genommen habe und daselbst das Thier täglich von Morgens neun bis Abends acht Uhr zeigen: Standespersonen nach Belieben, 1. Platz 8 Groschen, 2. Platz 4 Groschen, 3. Platz 2 Groschen. In Versailles, so heißt es in den Ankündigungen weiter, haben beide Majestäten „den Zebra in höchsten Augenschein zu nehmen geruht und Dero gnädiges Wohlgefallen darüber bezeugt; ganz Paris hat diesem Thier seinen Beifall gegeben und seine Schönheit bewundert. Zum Andenken dessen sind daselbst sogliche Bänder nach der Farbe des Thiers gemacht worden, deren sich die Schönen jetzt bedienen.“

In Mainz erfolgt am 5. Juni die Wahl des nachmals so berühmten gewordenen Freiherrn Karl Theodor von Dalberg zum Coadjutor des Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz. Unter Trompeten- und Paukenschall, Glockengeläute und Kanonendonner wird die Wahl verkündigt und an die Bürgerschaft Brod, Fleisch und Wein vertheilt. Am 10. Juni folgt in der Domkirche, in Gegenwart des Kurfürsten, ein großes Freuden- und Dankfest, während dessen von den Festungswerken vierhundert Kanonenschüsse gelöst werden. Die vornehmen Damen, welche an diesen Festlichkeiten theilnehmen, feiern das Ereigniß durch eine „Coadjutor-Gaube“, geschmückt mit vierundzwanzig kleinen Rosen, — eine Auspielung auf die vierundzwanzig einmüthigen Wahlstimmen des Kapitels. Ein Akt rühmlicher Toleranz wird von dem Kurfürsten, Karl Joseph von Erthal, berichtet. Den Protestanten, deren Zahl in Mainz immer zunimmt, gestattet er freie Religionsübung und den Bau einer eigenen Kirche. Freilich finden nicht alle Maßnahmen des freisinnigen Kurfürsten die Billigung seiner Unterthanen. In Rüdelsheim entsteht wegen des neuen deutschen Gesang- und Gebetbuches ein Aufruhr; die Einwohner zwingen Pfarrer und Schullehrer, lateinisch zu singen und zu beten. Nur durch Militär kann der Widerstand der brauseköpfigen Rüdelsheimer gebrochen werden.

Kaiser Joseph von Oesterreich trifft am 23. Juni wieder in Lemberg, am Nachmittag des 30. in Wien ein. Dem Fürsten Potemkin hat er, wie man erfährt, eine Brillanten-Diadem im Werthe von sechzigtausend Gulden verehrt. Andererseits vertheilt die Kaiserin Katharina an das Gefolge Joseph's kostbare Geschenke; Graf Rinsky erhielt einen Galawagen, des Kaisers Leibmedicus Brambilla dreißig Stück ungesagte Brillanten und eine goldene Dose. Niemand aus dem Gefolge ging leer aus; selbst die einfachen Lieutenants erhielten Brillant-Ringe im Werthe von je tausend Rubeln.

Ueber die Abmachungen der Zusammenkunft in Cherson verlautet nichts Näheres, und so bleibt man im Ungewissen, wie die Haut des Großtürken getheilt werden soll. Daß man aber in Oesterreich schon früh sein Augenmerk auf Bosnien gerichtet hat, beweist eine Schrift des Abts Maximilian Schmel, — „Geschichte des Königreichs Bosnien“ — welche darzulegen sucht, daß die Türken einen großen Theil dieser Provinz zu Unrecht besitzen.

Aus Tirol wird berichtet, daß die vom Kaiser befohlene Nummerierung der Häuser durch das ganze Land ihren Anfang genommen hat. Auch die Conscriptio vollzieht sich daselbst in Ordnung; nur im Trientiner Lande wird an einzelnen Stellen der kaiserliche Adler abgerissen. — In Prag müssen auf Befehl des Kaisers die Israeliten ihre prächtige Grabstätte im Ghetto, die über hunderttausend Gulden gekostet hat, aufgeben und ihre Todten außerhalb der Stadt beerdigen.

In Paris ist seit der Entlassung der Notabeln in der Kollin ein Stillstand eingetreten. Die Verbannung Recker's wurde aufgehoben, und auch Mirabeau zeigt sich krank und frei an allen öffentlichen Orten. Das Ereigniß des Tages ist die neue Oper von Beaumarchais, „Der Prinz von Tarare“, mit Musik von Antonio Salieri, dem Hof-Kapellmeister in Wien. Bereits vier Wochen vor der am 8. Juni erfolgten ersten Aufführung waren alle Logen bis zur zwölften Vorstellung verkauft, und der Erfolg entspricht denn auch vollkommen den hohen Erwartungen. Die erste Vorstellung, der auch beide Brüder des Königs beiwohnen, ist ein wahres Freudenfest; im Triumph wird der Componist, der die Aufführung selbst geleitet, über die Bühne getragen. Der Oper werden, gleich dem „Figaro“, über hundert Vorstellungen

prophezeit, und die neueste Mode nennt sich „Prince de Tarare“.

Von der straffen Erziehung des Dauphins wird ein artiges Händchen erzählt. Der kleine Prinz läßt sich vom Uebermuth hinreißen, einen Grenadier, der auf der Schloßterrasse zu Versailles Schildwacht steht, einen Fußtritt zu versetzen. Darob zorniges Murren unter der zahlreichen Menge, die im Garten lustwandelt. Doch schnell schlägt die Stimmung des Publicums um, als der Gouverneur den Prinzen zwingt, mit seinem kleinen Gewehr über der Schulter und die Patronenstange umgehängt, den gekränkten Grenadier abzulösen und an seiner Stelle eine halbe Stunde Schildwacht zu stehen.

Aus Italien wird unter dem 20. Juni gemeldet, daß endlich die wahre Herkunft des berühmten Cagliostro, der sich zuletzt Anfang 1787 in London aufgehalten und seitdem verschollen ist, festgestellt sei. Der königliche Fiscal Gogino zu Palermo sagt in einem Schreiben an den Vicekönig von Sicilien: Joseph Balsamo, — so der wahre Name des falschen Cagliostro, — wurde, nach dem vom Oberaplan ausgefertigten Taufschein, am 8. Juni 1743 in der Cathedral-Kirche zu Palermo getauft; sein Vater war Pietro Balsamo, seine Mutter Felicia, geborene Braconnieri. Des kleinen Balsamo Rathe, Giuseppe Bacil, erschien nicht selbst bei der Taufe, sondern sendete als Stellvertreter einen gewissen Vincente Cagliostro.

Ferner kommt aus Rom eine Nachricht, welche zeigt, daß schon vor hundert Jahren zwischen Preußen und dem Vatican eine entente cordiale bestand. Die Vossische Zeitung berichtet unter dem 27. Juni aus der ewigen Stadt: „Am 23. wurde das königl. Preussische Wappen über die Thüre des Hotels des hiesigen Preussischen Residenten, Abts Giofani, aufgestellt. Diese neue öffentliche Korrespondenz zwischen dem Preussischen Monarchen und dem heiligen Vater hat bei dem hiesigen Publico großes Vergnügen verursacht.“



Nach Stichen aus dem „Journal des Luxus und der Moden vom Juni 1787“.

Nachdruck verboten.

Ein Erwerbszweig für Töchter höherer Stände.

Je mehr unsere gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände die Frauen und Töchter der gebildeten Klassen zur Erwerbsthätigkeit nöthigen, um so schwieriger wird bei der auf allen Gebieten herrschenden Concurrenz die Lösung der brennenden Frage, welcher Arbeit sie sich widmen sollen. Allerdings sind ihnen manche Berufsarten, die früher ausschließlich von Männern ausgeübt wurden, im Laufe der Zeit zugänglich geworden. Indessen stehen dieselben in keinem Verhältniß zu dem Bedürfniß, sodas die Mehrzahl der gebildeten Frauen und Mädchen nach wie vor hauptsächlich auf den Erwerb als Lehrerin, Erzieherin oder Musiklehrerin sich angewiesen sieht. Naturgemäß drückt der Zudrang zu diesen Erwerbszweigen, der mit jedem Tage höher anschwillt, die ohnehin längliche Besoldung immer tiefer herab und droht, im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft ein weibliches Proletariat betäubendster Art zu erzeugen.

Unter solchen Umständen dürfte es dankenswerth sein, die Aufmerksamkeit auf einen Zweig der weiblichen Arbeit zu lenken, der, lange vernachlässigt, dem Fleiße und Talente noch eine freie Entfaltung gestattet. Es ist dies die edle Kunststickerei, deren Werke aus früheren Jahrhunderten noch heute unsere Bewunderung erregen und mit vollem Rechte den werthvollsten Culturthesäuren zugesählt werden. Wir verstehen darunter vor allen Dingen die Flachstickerei in Seide und die Gold- und Silberstickerei, denen sich der heutige Geschmack, bei der Vorliebe für Decorationstücke, wieder lebhaft zugewendet hat. Entspricht das Künstlerische dieser Arbeit, das Schattiren der Seide, das harmonische Abstimmen der Farben unter einander, das Herausarbeiten der Licht-Effecte vermittelst des schönen, antiken Metallfadens, einerseits dem regen Formen- und Farbensinn der Frauen, so verheißt sie diesen andererseits auch einen lohnenden Gewinn.

Staaten- und Städte-Verwaltungen haben bereits lange die Bedeutung dieses Kunstgewerbes erkannt und zu dessen Wiederbelebung Kunststickerei-Schulen errichtet. Als die bedeutendste unter diesen ist die k. k. Fachschule in Wien zu nennen, die, eine Zweiganstalt der mit dem österreichischen Kunstgewerbe-Museum verbundenen Kunstschule, zwar zunächst auf Oesterreich-Ungarn ihren Einfluß geltend macht, jedoch durch die große Zahl der alljährlich in ihr herangebildeten tüchtigen Lehrkräfte, weit über die Grenzen der Kronländer hinaus, eine segensreiche Saat ausstreut. Wie in Wien, so stehen in fast allen größeren Städten Deutschlands, in Berlin, Hamburg, Dresden u., — auch in St. Gallen, — die Kunststickerei-Schulen mit den Kunstgewerbe-Museen oder mit Vereinen in Zusammenhang, die sich die Förderung der weiblichen Erwerbsthätigkeit zur Aufgabe gemacht haben. Wir erinnern nur an die Schulen des Frauenerwerb-Vereins zu Dresden, des bairischen Frauen-Vereins in Karlsruhe, an die Frauenarbeit-Schulen in München und Keutlingen, das Kunststickerei-Atelier des Vette-Vereins in Berlin u. s. w.

Noch andere Institute dieser Art sind aus ursprünglich geistlichen Anstalten, diesen Pflanzstätten kunstvoller Werke der Nadel, hervorgegangen; so die Klosterkirche zu Agram, von deren prächtigen Erzeugnissen wir erst kürzlich an dieser Stelle einen Beleg gaben.

Selbstverständlich hat sich daneben auch die Privat-Industrie dieses Erwerbszweiges bemächtigt und eine Reihe von Anstalten gegründet. Zu den ältesten derselben gehört die von Fräulein Mathilde Jörres in München, welche weniger Lehrerinnen, als geschickte Kunststickerinnen alljährlich in großer Zahl heranbildet. Es werden daselbst hauptsächlich Paramente ausgeführt, jedoch auch wundervolle Decorationstücke und namentlich altdeutsche Feinstickereien verschiedenster Art. Einen ebenso guten Ruf genießen u. A. die Schulen von Frau Marie Meyer in Hamburg, von Fräulein Sammet in Mannheim, die Kunststickerei-Ateliers von Frau E. Bernig in Köln, Fräulein Seliger in Berlin und endlich die in unserer Blatte oftmals lobend erwähnte Anstalt von Frau E. Bender in Wiesbaden, welche, wie die meisten übrigen Anstalten, gleichzeitig Gelegenheit zur Ausbildung für das staatliche Handarbeitslehrerinnen-Examen bietet.

Alle diese Anstalten haben jedoch den Uebelstand gemein, daß die zur vollständigen Ausbildung erforderliche Lehrzeit zu lang, meistens auf mehrere Jahre, bemessen ist, wodurch die Kosten, namentlich für Auswärtige, sehr hoch zu stehen kommen. Beispielsweise umfaßt der Cursus der k. k. Fachschule in Wien nicht weniger als fünf Jahre; allerdings befähigt die Ausbildung an derselben die Schülerinnen zur Anstellung an Staatschulen. Die Erfahrung lehrt aber, daß eine viel kürzere Zeit genügt, um strebame und talentvolle Damen so weit auszubilden, daß sie im Stande sind, nicht nur selbständige vortreffliche Arbeiten zu liefern, sondern auch privatim und an öffentlichen Schulen Unterricht in der Kunststickerei zu ertheilen. Auf dieser Erfahrung fußend, hat die oben genannte Schule für Kunststickerei von Frau E. Bender in Wiesbaden Curse von vier Monaten eingerichtet, deren erster am 1. Juli beginnen und die Theilnehmerinnen befähigen soll, ihre erworbenen Kenntnisse bereits für die Weihnachtszeit zu verwerthen. Erwähnt sei hierbei noch, daß es jeder Theilnehmerin an diesen Curien freisteht, die vorzüglichen, hübschen Musterzeichnungen der Anstalt für späteren eigenen Gebrauch zu copiren, sowie ihr jederzeit der Zutritt zu dem mit der Schule verbundenen Atelier, in welchem die erhaltenen Aufträge von fertigen Kunststickerinnen ausgeführt werden, gestattet ist.

Mögen denn die Curse dazu dienen, das Interesse an dieser vornehmten Nadelarbeit in immer weitere Kreise zu tragen und durch ihre Erfolge auch andere Schulen zu der gleichen, das Erlernen dieser Kunst so sehr beschleunigenden Einrichtung bewegen.

Aus der Frauenwelt.

Wien. — Die Bukarester Blätter veröffentlichten ausführliche Berichte über die Vergpartien, welche die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich während ihres Aufenthaltes in dem hart an der rumänischen Grenze gelegenen Badeorte Mehadia machte. Täglich legte die hohe Frau weite und schwer gangbare Strecken zurück, ohne je Ermüdung zu zeigen. Auf einer der Höhen, welche die Kaiserin mit besonderer Vorliebe besuchte, wurde von den Dirten eine kleine Hütte errichtet und mit einer Flagge mit der Aufschrift „Elisabeth-Höhe“ versehen. Hier verweilte die Kaiserin oft und schweigte in dem Genusse der herrlichen Aussicht, die sich, über die Karpathen-Züge hinaus, weit bis in das rumänische Tiefland erstreckt.

Paris. — Die Heldin des Tages ist in Paris die Gräfin Chambrun, freilich in einer Weise, die nicht nach dem Sinne der deutschen Frauen sein würde. Die Gräfin ist eine der capriciosen Damen der Welt, und ihre Tugenden zu befreiben, scheint sie keine Kosten. Das mußte in schmerzlicher Weise ihr Gatte erfahren, welchem die Modistinnen und Bekleidungskünstler Rechnungen von wahrhaft erschreckender Höhe vorlegten. Lange Zeit suchte der Graf im Stillen der Verschwendungssucht seiner Gattin Einhalt zu thun, aber umsonst, sodas er sich schließlich genöthigt sah, öffentlich die Geschäftsleute zu warnen, seiner Frau ferner Toiletten-Gegenstände auf Credit zu geben. Trotzdem fand sie solchen, und ihrem Gatten wurden nach wie vor die Rechnungen präsentiert. Er verweigerte nun die Zahlung und wurde verklagt. Der Prozeß hatte das merkwürdige Resultat, daß gewissermaßen beide Parteien Recht bekamen, der Graf insofern, als die Höhe der Rechnungen um etwa ein Drittel herabgesetzt wurde, die Lieferanten in der Beziehung, daß sie die anderen zwei

Drittel bezahlt erhalten sollen. Der Gerichtshof ging bei seinem Urtheile von der Erwägung aus, daß die Gräfin nach dem Stande und dem Vermögen ihres Gemahls wohl zu einem bedeutenden Toiletten-Aufwand berechtigt sei. Aber auch sonst weiß die Frau Gräfin das Geld unter die Leute zu bringen. Den Winter pflegt sie in Nizza zu leben, und im vergangenen Winter fiel es ihr ein, die Reise dorthin zu Pferde zurückzulegen. In einem befreundeten Ehepaare und einem höheren Offizier fand sie gleichgesinnte Seelen, und die Cavalcade machte sich von Paris auf den Weg. Außer den zum Wechseln mitgeführten Handpferden folgten mehrere Wagen mit den Bedürfnissen für die Reistage. In den kleinen Städten, welche die Reisenden passirten, wurden sie nicht selten für Kunststreiter gehalten, und während in manchen Orten ihr Einzug von den Männern des Geleges mit scheelen Blicken betrachtet wurde, hatten sie an anderen die Gemüthung, daß der Stadt-Tambour eiligst seine Dienste zum Ausstrommen anbot.

London. — Die offizielle Feier des Jubiläums der Königin Victoria wurde in der Margareten-Kirche von Westminster durch einen Tant-Gottesdienst eingeleitet, welchem über vierhundert Mitglieder des Unterhauses unter Führung des Sprechers Beel beizuhöhen. Die Erzbischöfe von Canterbury und York leiteten den Gottesdienst, und der Bischof von Ripon hielt die Festpredigt. — Bei dem Besuche, den die Königin der amerikanischen Ausstellung in London abstattete, unterhielt sie sich längere Zeit mit „Kothhemd“, dem Häuptling der Sioux-Indianer, deren Lager eine Haupt-Anziehungskraft der Ausstellung bildet. Er erzählte der Königin, daß er und seine Leute, von dem bevorstehenden Besuche benachrichtigt, sich die ganze Nacht über die „Große weiße Mutter“ unterhalten hätten. Auch in ihrer Heimath, in Dakota, hätten sie von weißen Männern viel Gutes über die mächtige Königin gehört; aber nun, nachdem sie selbst sie gesehen, wüßten sie es erst genau, was für eine große Frau sie sei. Allen ihren Herzen habe es wohl gethan, daß sie nicht gekommen sei, umgeben von allen ihren Kriegern, sondern allein, wie eine Mutter, die zu ihren Kindern kommt. Ihr Antlitz sei gültig und gefalle ihnen sehr, und alle seine jungen Männer hätten beschloffen, daß sie ihre „Große weiße Mutter“ sein und bleiben solle.

— Vicomte Granborne, der älteste Sohn des Cabinets-Präsidenten Marquis von Salisbury, vermählte sich mit Lady Alice Gore, Tochter des Grafen von Arran. Der Trauung, welche in der Margareten-Kirche zu Westminster stattfand, wohnte eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft bei, darunter der Prinz und die Prinzessin von Wales, Graf und Gräfin von Paris, der Kronprinz von Dänemark, auch die Botschafter-Deutschlands und Australiens. Die Königin Victoria spendete der Braut das übliche Hochzeitsgeschenk, einen kostbaren indischen Shawl, der Prinz von Wales eine Diamant-Nadel, seine Gemahlin ein Perlen-Krmband. Die Mitglieder des Ministeriums brachten als Angebinde ein silbernes Schreibzeug dar.

— Von dem Volkspalast, den die Königin Victoria kürzlich erblickte, ist zur Zeit erst die „Halle der Königin“ fertig. Im Renaissance-Stil erbaut, soll dieselbe zu Versammlungen, die gemeinnützigen Zwecken gewidmet sind, dienen. Die Halle enthält Sitzplätze für zweitausend Personen, während außerdem vier-tausend Personen Platz zum Stehen finden können. An beiden Seiten der Halle laufen Gallerien entlang, auf denen sich Statuen von Königinnen befinden, welche sich durch ihre hohen persönlichen Eigenschaften auszeichnen haben; unter ihnen ist auch die der Königin Luise von Preußen. Alle diese Statuen sind ein Werk des Bildhauers Verheyden.

— Professor Alois Brandl's vortreffliches Werk „Sammel Taylor Coleridge und die romantische Schule in England“ ist von Lady Castlake, mit Unterstützung des Autors, in's Englische überetzt worden und in dem bekannten Verlage von Murray zu London erschienen. Die Leser werden sich erinnern, daß wir einen interessanten Abschnitt aus dem Werke vor seinem Erscheinen veröffentlichten.

— Die Telegraphistinnen in London kamen bei dem General-Postmeister um Erhöhung ihrer Gehälter ein. Sie begründeten ihr Gesuch damit, daß ihr Gehalt viel niedriger ist, als dasjenige der weiblichen Postbeamten, während doch ihr Dienst viel anstrengender, gesundheitschädlicher und auch die Zahl ihrer Arbeitsstunden eine größere ist.

Rom. — Königin Margherita von Italien ist eine genaue Kennerin des Hebräischen. Sie liest das alte Testament mit Leichtigkeit in der Ursprache und besitzt eine große hebräische Bibliothek mit den besten Werken dieser Literatur.

Petersburg. — Nach dem amtlichen Medicinal-Verzeichniß practiciren in Rußland gegenwärtig 550 weibliche Aerzte. Hierunter sind nur adonisch gedrückte Kerzinnen, die den männlichen Aerzten vollkommen gleichstehen, nicht auch die weiblichen Zahnärzte zu verstehen.

Newyork. — Einen weiblichen Lotzen haben die Vereinigten Staaten in einer Mistress Luise Daniels. Dieselbe bestand mit Auszeichnung das Staats-Examen und versieht ihren Dienst auf dem zwischen Newyork, Vermont und Kanada belegenen Champlain-See.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Eine brillante Wirkung erzielt der schottische Seiden-plüsch, dessen helle, oft regenbogenartig abwechselnde Farben durch den Lustre des Gewebes noch gehoben werden. Namentlich sieht man den Plüsch zu kleinen, zierlichen Pelzerinen angewendet, welche gegen die oft eiskig kalten Abendwinde an der See eine äußerst practische und doch elegante Umhüllung bilden und der Bequemlichkeit halber vorn mit geschicklichen Kermeltheilen eingerichtet sind. Ein mit einfarbigem, abstechemdem Atlas gefütterter, sehr spitzer Capuchon verzieren das Mäntelchen im Rücken.



Mit der krausen, faltigen Muffentaille gelangt auch wieder der Gürtel zu Ehren. Sehr modern ist es, breites Atlas- oder Reppband mehrfach um die Taille zu schlingen und an der Seite, vorn oder hinten zur Schleife zu binden. Den glatten Sammet- oder Stoff-Gürtel hält vorn eine schöne antike Schleife aus altem Silber zusammen. Originell ist es auch, ein

großes, goldenes Monogramm, welches die Schnalle deckt, als Gürtelschließe zu tragen.

Die unübertrefflichen Vorzüge der Vasside sichern derselben noch immer einen Platz unter den eleganten Reise-Toiletten, mit Staub- oder Reiseumantel von demselben Stoffe.

Gleichzeitig mit den Blusen tauchen auch die früher schon beliebten bauschigen Kermel wieder auf, benennen sich schmale oder hohe Manschetten anschließen. Auch für andere halblange Kermel macht man die verschiedensten Garnitur-Versuche; doch wird der glatte Kermel, besonders bei schönen, schweren Stoffen, stets den Charakter des Eleganten bewahren.

Die Schwimm-Anzüge aus rother oder blauer Serge, welche man mit schwarzer Wollen-Soutache befehlt, begleitet ein langer, weiter Bademantel in Radform, aus gleichem Stoff mit übereinstimmender Ausstattung. Die kleine Toque aus Serge ist mit Wachstaffet gefüttert.

Eine interessante Neuheit auf dem Gebiete der Feder-Fächer besteht in gewöhnlichen Puten- oder Gänsefedern, welche, einfach weiß oder beliebig gefärbt, mit der Schere gerundet und zu tulpenähnlichen Blüten und rund geschweiften, aufrecht stehenden Blättern arrangirt sind. Eine zierliche Schleife schmückt den birnenförmigen Griff aus hellem Schildpatt. (Zeitschrift: Reforsing u. Co., W. Friedrichstraße 189.)



Große Mannigfaltigkeit zeigen die kleinen, bunten Taschentücher, welche jeder eleganten Dame fast unentbehrlich geworden sind. Duftig und verlockend sehen sie aus, die hochrothen, blaugrünen, leuchtgrünen, kurz, in allen erdenklichen Nuancen vertreteneen Stückchen Seiden-Krepp, mit den von zierlichen Fäden oder Bogen begrenzten Rändern und den leicht und unregelmäßig, wie Blumenblätter, verstreuten Blümchen in farbiger Seiden-Steiderei. Weniger kostbar sind die mit farbigen, oft 10 Cent. breitem Rande begrenzten weißen, duftigen Watte-Tücher, welche in allen erdenklichen Musterungen, wie Erbsen, Bomben, Streifen etc., vorzüglich sind. (Zeitschrift: N. Bahr, W. Felbigg Str. 42.)



Bei der letzten Soirée der Marquise Mailly-Restles in Paris entfalteten die Damen einen bewundernswürdigen Toiletten-Glanz. Die Prinzessin von Sagan erschien in einer prachtvollen weißen Toilette, die Marquise von Gallifert in Schwarz, mit Fisch und unten vorstehendem Plüsch aus vergilbteinnicht-farbenem Krepp; Gräfin von Kersaint in weißer chinesischer Seide. Die Marquise von Mailly trug zu mattblauem Atlas Chemiset und Gürtel aus schwarzem Sammet. Gräfin Raymond de Billeneuve hatte weißen Atlas, ihre Mutter, die Gräfin von Bois-Landry, azurfarbenen, reich mit Edelsteinen besetzten Atlas gewählt.

Wirthschaftliches.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mittagessen für die feinere Küche.

- | | | |
|-----|------------------------------|--------------|
| I. | Bouillon mit Tomaten-Purée | Recept 1289. |
| | Froschkeulen en friture | Recept 1290. |
| | Granate von Zander-Filetts | Recept 1291. |
| | Chartreuse von Gemüse | Recept 1292. |
| | Junge Hühner mit Gurkensalat | |
| | Kalter Reis mit Erdbeeren | Recept 1293. |
| II. | Suppe à la Julienne | |
| | Schleie mit Dill | Recept 1294. |
| | Junge Schoten mit Cotelettes | |
| | Gebratenes Spanferkel | Recept 1295. |
| | Rirschtuchen mit Guf | Recept 1296. |

Recepte.
1289. Tomaten-Suppe. Eine Portion frischer oder eingemachter Tomaten wird durch ein Sieb getrieben und der breiartige Saft mit einer guten Bouillon vermischt, sodas diese, wie

Krebssuppe, schön roth gefärbt ist. Mit Schmirnöl und einigen Eigelb aufgejogen, ist diese Suppe von einem feinen, weinsäuerlichen Geschmack.

1290. Froschkeulen en friture. Diese in Italien, der Schweiz und Frankreich sehr beliebte Delicatsesse ist im Juni am besten. Man findet die Froschkeulen, deren Fleisch im Geschmack nicht von feinstem Hühnerfleisch zu unterscheiden ist, und die darum auch vielfach zu Fricassé verwendet werden, meist fertig präparirt bei den Delicatsessen-Händlern. Nachdem die Keulen gewaschen und leicht abgetrocknet wurden, bestreut man sie mit Salz, träufelt ein wenig Zitronensaft darüber und bädt sie in heißem Fett, nachdem sie zuvor in eine Fritur getaucht wurden. Diese wird aus 1/2 Kilo Mehl, einem ganzen Ei, drei Eigelb und einem Eßlöffel Provencer-Öl bereitet; mit Milch klar gerührt, muß sie einem guten Eierkuchenteige gleichen.

1291. Granate von Zander-Filetts. Einen Zander von 2 Kilo schneidet man aus Haut und Gräten, zerlegt die eine Hälfte in Schräge, coteletteartige Scheiben und schneidet die andere in 2 1/2 Cent. breite, 8 Cent. lange viereckige Streifen; jeden derselben schneidet man recht gleichmäßig zur Hälfte ein und nimmt in den Einschnitt eine halbmondförmige Trüffel, Rinderzungen- oder Pfefferguten-Schnitte. Von dem Fisch-Abfall, 1/2 Kilo aus Haut und Gräten geschabtem Hecht, 200 Gr. Panade, 200 Gr. Butter und einem Ei bereitet man eine nicht zu feste Farce und streicht von dieser einen drei Finger hohen, zwei Finger breiten Rand, um einen mit Speckbarden belegten, runden Ausstecher, den man in die Mitte einer runden Schüssel stellt. Abwechselnd nun wird dieser Rand mit dem Fisch-Filetts belegt, die man an die Farce andrückt, und denen man ein recht gefälliges Aussehen geben muß. Mit dünnen Speckbarden und einem Butterpapier bedeckt, wird die Granate in 1/2 Stunde im Ofen gar. Von einem Schaf gelochter Krebsse bricht man die Schwänze aus und macht mit den feingestohlenen Schalen und 125 Gr. Butter Krebsbutter. Nachdem man ferner mit der aus den Fischgeriben gelochten Brühe, etwas Schmirnöl und Weißwein eine Sauce gemacht hat, verrührt man in derselben die Krebsbutter, thut die Schwänze hinein und schwenkt sie tüchtig durch. Beim Anrichten nimmt man die Speckbarden von der Granate, entfernt vorsichtig die Flüssigkeit, die sich während des Badens bildete, bestreicht die ungarimten Fischfilets mit Krebsbutter, füllt die Schwänze in die leere Mitte, umkränzt diese mit recht weißen, gleich großen Champignons und giebt die übrige Sauce apart dazu.

1292. Chartreuse von Gemüse. Aus den verschiedensten Gemüsen zusammengesetzt, kann diese sehr hübsche Schüssel, je nach der Füllung, als Entree oder Gemüse servirt werden. Am besten bedient man sich zur äußeren Decoration nur zweier Gemüse von verschiedener Farbe, z. B. Spargel und Mohrrüben. Die Bereitungsart ist folgende: Den gepulverten, gleichmäßig starken Spargel schneidet man in 3 Cent. lange Stücke und kocht sie in Salzwasser weich; die Mohrrüben schiebt man mit einem Gemüsesausstecher zu eben so langen Stiften und macht sie in Bouillon, Butter, ein wenig Zucker und Salz gar. Nun streicht man eine glatte Rehlspießen-Form mit Butter aus, stellt vier Spargelstücke auf den Boden der Form aufrecht gegen die Seitenwand, daneben vier Mohrrüben und fährt in gleicher Weise fort, bis der Rand abwechselnd mit rothen und weißen Carrees ausgelegt ist. Ist dies geschehen, so bestreicht man den Boden mit einer fingerbreiten Schicht von guter Kalbfleisch-Farce und drückt diese ebenfalls gegen die Gemüse, welche dadurch einen festen Halt gewinnen, die man sich aber hüten muß, zu verschieben. Ist die Chartreuse zum Entree bestimmt, so füllt man in die leere Mitte ein Fricassé von Tauben, ein Salmi von Rebhühner oder dergl., bedeckt es oberhalb abermals mit einer fingerbreiten Schicht Farce und läßt die Form eine Stunde im Wasserbade kochen. Nachdem die Chartreuse dann auf eine runde Schüssel gestürzt ist, läßt man das Fett und die Flüssigkeit abtropfen, legt auf die obere Seite einen Kranz oder eine Rosette von verschiedenfarbigem Gemüse, verzieren ebenso den unteren Schüsselrand und giebt eine gute braune Sauce, in die der Fond der Gemüse verlockt wurde, apart dazu. Wenn die Schüssel nur zum Gemüse bestimmt ist, füllt man statt des Fricassé in die Mitte einen gut bereiteten Wirringkohl, Wollnen etc., vollendet sie in angegebener Art und garnirt sie mit Hammel-Cotelettes, geschmorten Enten oder Rebhühnern.

1293. Kalter Reis mit Erdbeeren. Man gebraucht: 100 Gr. Reis, 1/2 Kilo Zucker, 1/2 Liter Sahne, 1 Liter Erdbeeren, 1/2 Liter geschlagene Sahne und 35 Gr. Gelatine. Der Reis wird in der Sahne weichgekocht; die Erdbeeren freicht man durch ein Sieb, vermischt sie mit dem Zucker und der aufgelösten Gelatine und giebt sie zu dem erkalteten Reis. Nun rührt man die Masse auf dem Eise, bis sie anfängt, sich zu verdicken, verbindet sie dann mit der festgeschlagenen Sahne und läßt sie, in eine Form gefüllt, auf dem Eise erstarren. Beim Anrichten wird der Reis gestürzt und mit großen, mit gestoßenem Zucker marimirten Garten-Erdbeeren garnirt.

1294. Schleie mit Dill. Die Schleie werden mit kochendem Wasser übergossen, geschuppt, ausgenommen und, je nach der Größe, in zwei oder mehrere Stücke geschnitten. Nachdem man den Boden einer Casserole mit Petersilienwurzel, Zwiebeln, Gewürz, einem Lorbeerblatt und ganzen Pfefferkörnern belegt hat, legt man den Fisch darauf, gießt so viel Wasser darüber, daß er davon bedeckt ist, fügt Salz und 70-80 Gr. Butter hinzu und läßt den Fisch auf raschem Feuer in 1/4 Stunde gar kochen. Inzwischen knetet man weitere 70-80 Gr. Butter mit einem Eßlöffel Mehl und gehacktem Dill tüchtig durch, fügt dies der Fischsauce zu, läßt sie feimig werden und giebt, nach Belieben, zuletzt noch diese, gequirlte saure Sahne hinzu. Angerichtet, wird der Fisch mit der Sauce übergossen, von deren Wohlgeschmack man sich überzeugt, und aus der man Würzeln etc. entfernt hat. Neue, mit Butter und Petersilie geschwenkte Kartoffeln werden extra dazugegeben.

1295. Gebratenes Spanferkel. Ein etwa sechs Wochen altes, nur mit Milch genährtes Ferkel wird, nachdem es geschlachtet wurde, rein gebrüht und mit einem Tuche sauber abgerieben. Nachdem man die Klauen ausgebrochen und die Augen ausgefodert hat, nimmt man das Spanferkel aus, macht aber die Öffnung des Bauches nicht zu groß. Nachdem das Ferkel innen und außen tüchtig gewaschen worden, trocknet man es ab und läßt es 1-2 Tage hängen. Will man es braten, so wird es mit Salz und etwas Pfeffer angerieben; dann befestigt man mittelst eines Bindfadens die Füße unter Brust und Bauch, sodas es eine liegende Stellung annimmt, und thut es so in die Bratpfanne. Die Hauptsache ist, daß das Spanferkel gleichmäßig von glänzend hellbrauner Farbe und knusprig wird; um dies zu erlangen, darf dasselbe nicht, wie man wohl sonst bei einem Vaten thut, mit Brühe übergossen werden, sondern es muß wiederholt mit einer in Olivenöl getauchten Federpose bestrichen werden. Zeigen sich Blasen, die sich leicht auf der Haut bilden, so wäscht man diese sorgfältig mit einem Tuche ab, damit keinerlei Flecken entstehen. Beim Anrichten schneidet man das Ferkel in Stücke, indem man mit einem Hackmesser die Knochen durchhaut, sodas sie, wieder zusammengesetzt, das Thier möglichst in seiner ursprüng-

lichen Gestalt zeigen. Auf einer langen Schüssel servirt, wird es ringsum mit frischer Brantentee garnirt. Den Bratenfang in der Pfanne spült man mit Bouillon los, gießt ihn durch ein Sieb, entfettet ihn und löst ihn mit etwas klarem Mehl feinig. Will man das Spanferkel füllen, so kocht man Herz, Lunge und Nieren in Salzwasser weich, hackt sie mit der rohen Leber zusammen recht fein, rührt 1/2 so viel Butter, als man Fleisch hat, ein eingeweichtes, gut ausgebrühtes Ritzbrot, Pfeffer, Salz und einige Eier dazu; auch kann man nach Belieben noch Muskatnuß oder gewiegte feine Kräuter hinzuthun. Ist der Leib des Spanferkels mit dieser Farce gefüllt, so näht man denselben zu und vollendet den Braten im Ofen.

1296. Ritzbrotchen mit Gutz. 1/2 Kilo Mehl, 125 Gr. Butter, 50 Gr. Zucker, 3 hartgekochte, fein geriebene gelbe und ein ganzes rohes Ei werden zusammengeknetet; doch hat man darauf zu achten, daß dies rasch geschieht, und daß die Butter kalt ist, da der Teig sonst leicht die Bindung verliert und sich nicht ausrollen läßt. Nachdem der Teig federtielidig ausgemangelt und mittelst einer aufgelegten Schüssel zu einer runden Platte geformt ist, legt man diese auf einen Bogen Papier und auf ein Backblech, formt an den Ueberresten des Teiges einen etwa fingerdicken Ritzbrotstreifen, legt diesen als Rand rings auf die Platte, bräut ihn durch Zusammenziehen der Finger 1 Zoll hoch und kneipt ihn mit einem Kneipeisen oder mit den Fingern bunt. Nun schneidet man von Papier 5 Cent. hohe Bänder, klebt diese mit Mehlkleister zusammen und legt sie außen fest um den Rand, um diesen beim Backen vor zu starker Färbung zu schützen. Den Boden des Ritzbrots bestreut man mit Zucker, belegt ihn möglichst dicht mit etwa 2 Liter ausgefeineten und leicht ausgebrühten Ritzbrot und bäckt ihn im heißen Ofen, bis die Ritzbrot gar sind. Sollten diese beim Backen zu viel Saft absondern, so muß man denselben vorsichtig mit einem Löffel abfüllen, damit er nicht über den Rand des Ritzbrots läuft und

diesen verdirbt. Während des Backens stößt man die Ritzbrotkerne fein, vermischt sie mit dem ausgebrühten Ritzbrot und einem Tafelöffel süßer oder saurer Sahne, streicht die Masse durch ein feines Sieb, vermischt sie mit 125 Gr. gestoßenem Zucker, einem ganzen Ei und 2 Eigelb und quirlt Alles gut durcheinander. Ist der Kuchen inzwischen gar geworden, so nimmt man das Blech aus dem Ofen, füllt behutsam, — damit nichts über den Rand läuft, — den Gutz darauf und läßt diesen, in etwa 10 Minuten, im Ofen fest werden. Den erkalteten Kuchen schiebt man auf eine passende Schüssel, bestreut ihn mit feinem Zucker, löst die Papierbänder und giebt ihn auf die Tafel.

tig zu betupfen und so die Flecke verschwinden zu machen. Gewöhnliche blaue Goldflecken können mit einem Schwamm und lauwarmem Wasser abgewaschen werden. S. D.

N. 2. in N. — Ein Lebensbild aus dem alten Berlin zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts entwarf Gerhard von Amberger in seinem dreibändigen Romane „Gerke Zerkowine“. Der Werth des trefflichen Buches ist auch durch die städtischen Behörden von Berlin anerkannt worden, welche das Werk in fünfzehnhundert Exemplaren für die Volksbibliotheken der Hauptstadt ankaufen ließen. Weitere Exemplare werden, wie dem Autor durch ein Schreiben des Oberbürgermeisters von Nordenskiöld mitgeteilt wurde, für die Schüler-Bibliotheken und zur Prämierung fleißiger Schüler angekauft werden.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Kinderbild sowie ein Supplement mit folgendem Inhalt: Illustrationen: Der Verkauf der französischen Kronjuwelen. Von A. Slom. Empfang der Königin Kapilani von Hawaii im Weißen Hause zu Washington. Von J. H. Moser. Der historische Festzug in Florenz. Die Königin Victoria von England in der Amerikanischen Ausstellung zu London. General Boulanger. Text: Zeitgeschichtliche Rundschau.

Die illustrierte Zeit erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen nebst jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbigen Modenbildern; vierteljährlicher Abonnementspreis 2 M. 50 Pf.

Die Fest-Ausgabe erscheint alle vierzehn Tage; das Fest (24 bis 26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit Supplement und allen Kupfern (jährlich 52 illustrierte Beilagen, 36 farbige Modenbilder und 12 Kostümbilder) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.



Abdruck auch im Einzelnen verboten.

Antworten.

Alte Oelfarben-Flecke entfernt man von eisernen Beschlägen mittelst Terpentin-Oel. Man taucht in dasselbe ein Lappchen und reibt die Stelle fortgesetzt so lange, bis der Fleck sich erweicht und verschwindet. Je fester die Oelfarbe eintrocknete, desto länger wird das Experiment dauern müssen. Auch Benzol ist anzuwenden.

Fliegen- und Spinnenflecke sind von Goldrahmen meist nicht zu entfernen, da der ätzende Stoff derselben sich leicht einfrisst. Sind die Vergoldungen matt, so versuche man besser die betreffenden Stellen mit Goldbronze, — am einfachsten mit dem aus Mischeln abzutuschenden Gold, — und einem Pinsel vorrich-

Anzeigen.

falls solche nicht als für Die illustrierte Zeit ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einbaltige Reklamelle-Karte oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen

Anzeigen-Bureaus, sowie in den Expeditionen der illustrierten Zeit in Berlin W., Potsdamer Straße 38, und in Wien I., Operngasse 3. Informaten erbalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugeandt, so lange der In-creations-Auftrag dauert.

Hôtel Tyrol, Innsbruck. Erstes Hôtel Innsbruck's, das ganze Jahr offen. C. Landsee.

Grand Hôtel Hungaria Budapest. Hotel I. Rang.

einzig und alleiniges Hôtel nach dem Donau-Quai gelegen, mit elegant eingerichteten Salons, Zimmern und Bädern, vorzüglichem Restaurant und Café, in welchem lotterien alle In- und Ausländer-Zeitungen aufliegen. Zimmer von fl. 1.20 aufwärts. Bei längerem Aufenthalte Preis nach Uebereinkommen. Leopold Schalek. Mittheilungs- und Director.

DER GUTETON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ebbardt. Zehnte verb. Aufl. Prachtwerk in Lex-8°. Gedruckt in 2 Farben auf Velinpap. mit vielen Vignetten. 51 Bog. eleg. geb. mit Goldschm. 10 Mk. — II. Teil. Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prosp. gratis u. franko. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verleger JULIUS KLINKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., 35.

Advertisement for Richard Brandt's Swiss Pills. Text: Von keinem anderen ähnlichen Mittel ist getroffen, von den größten Autoritäten der medicinischen Wissenschaft Europa's gepriesen haben sich die Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen als ein sicheres, angenehmes und durchaus unschädliches Mittel bewährt. Wegen Congestionen, Schwindelanfälle, Unreines Blut, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Blähungen, Leber- u. Gallenleiden, Hämorrhoiden, überhaupt gegen Verdauungs- u. Unterleibsstörungen haben sich die Apotheker Rich. Brandt'schen Schweizerpillen in unzähligen Fällen als das beste Mittel erwiesen, welches die vorzüglichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Dies sind denn auch die Richard Brandt'schen Schweizerpillen sind in den meisten Apotheken Europa's vorräthig u. a. Berlin: Strass-Fußden - Victoria-Apothek, Dresden: Adelsmarkt-Apoth., Götz: Einhorn-Apothek, Decoden: Mohren-Apothek, Frankfurt a. M.: Adler-Apothek, Hamburg: Dänen-Apothek u. Neuerweg, Hannover: Löwen-Apoth., Königsberg i. Pr.: Kahl'sche Apoth., Magdeburg: Löwen-Apoth., München: Löwen-Apoth. u. Carmeliter-Apoth., Posen: Roter Aepfel, Straßburg i. G.: Weissen-Apoth., Stuttgart: Apoth. Nischen und Scholl, Wien: Apoth. Mittelbach Dohermarkt, Prag: Apoth. 3. März, Pest: Apoth. 3. v. Eödt, Genf: Apoth. N. Sauter, Zürich: Apoth. N. Brandt.

Rhein-Wein, rein, kräftig, weiß & rot. 55 u. 70 Pf. an unree Nachn. direct von J. Wallauer, Weinbergsh. Kreuznach.

Advertisement for Naphthalin-Blätter. Text: Sicherster Mottenschutz durch Naphthalin-Blätter von MAX ELB in DRESDEN. Vorräthig bei den meisten Droguisten. Andernfalls direct von 3 Mark an.

Advertisement for a bath chair. Text: In Sturm's LAGER: Ein Badestuhl mit Ofen kann sich jedermann für 5 Pf. Kohlen ein warm. Bad bereiten. Illustrirte Prospekt versendet gratis. E. Sturm, v. 23 u. 24.

Advertisement for Chemische Wasch-Anstalt. Text: Reinigung jeder Art von unzerbrechlichen. Herren- und Damen-Garderobe, Teppichen, Gardinen, Farberei. Judelin Meubles und Decorationsstoffe. Hauswäsche, Gardinen, Spitzen- und Handschuh-Wäsche. Fabrik: CHARLOTTENBURG, Lützow 5. Fernsprech-Anschluss No. 2287. Aufträge von Ausserhalb werden prompt effectuirt. Imprägnirungs-Anstalt für feuer-sicheres Imprägniren von Theater-Gewebe. Holz-Coullissen u. s. w. Stoffe und Garderoben werden ebenfalls auf Wunsch wasser-dicht imprägnirt.

Advertisement for BERLIN: Friedrichstrasse 177. Central-Geschäft. Potsdamerstr. 123 b. an der Brücke. Belle-Alliancepl. 11a. an der Friedrichstr. Alexanderstrasse 71. am Alexanderplatz. Oranienstrasse 165. am Oranienplatz. Rosenthalerstr. 40. am Hackeschen Markt. Rathenowerstr. 106. Maabik. In obigen Filialen werden Aufträge, sowie Bestellungen angenommen zur freien Abholung von Hauswäsche, Garderobe, Teppichen etc.

Advertisement for Greek Wines. Text: Griechische Weine. 1 Kiste, 12 Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten. Claret, herb und süß, Flaschen und Kiste frei versendet zu 19 Mark. J.F. MENZER Ritter des kgl. griechischen Erlöser-Ordens Neckargemünd. Erstes u. ältestes Importhaus griechischer Weine in Deutschland.

Advertisement for Lübecker Marzipan. Text: Die wegen ihres köstlichen aromatischen Geschmackes überaus beliebten echten Lübecker Marzipane sind in allen Theilen mit köstlichen Toffen in reichhaltiger süßlicher Ausfüllung als: Marzipane mit Lübecker Ansichten, Früchten, Blumen, Fischen etc. von Paul Jury, Lübeck zu beziehen. Versandt nur feinsten Qualität in jeder Preislage von M. 3 an gegen Nachnahme des Betrages.

Advertisement for Burk's Wine. Text: Prämirt Brüssel 1876. Stuttgart 1881. Porto Alegre 1881. Wien 1883. Burk's Arznei-Weine. In Flaschen & M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50. In Flaschen & M. 1.—, M. 1.50 u. M. 4.—. Wohlgeschmeckend u. leichtverdaulich. In Flaschen & M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50. Zu beziehen durch die Apotheken. Depots in: Berlin: Lucae's Apotheke; Breslau: Adler-Apotheke; Dresden: Mohren-Apotheke; Elberfeld: Apoth. Jacob; Frankfurt a. M.: Einhorn-Apoth.; Leipzig: Engel-Apoth.; Königsberg i. Pr.: Apoth. A. Kahl; Magdeburg: Hof-Apothek; München: Rosen-Apoth.; Stettin: Polkan-Apothek; Wiesbaden: Dr. Lude; Hamburg: Otto Burk, Neue Burg 3, f. Engros u. Export; Wien: Ap. z. schw. Bären, L. Lager 3. Man verl. ausdrückl. „Burk's Pepsin-Wein“, „Burk's China-Malvasier“ etc.

Advertisement for Burk's China-Malvasier and Eisen-China-Wein. Text: Verdauungsflüssigkeit. In Flaschen & M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50. Ein delikates Tonicum. In Flaschen & M. 1.—, M. 1.50 u. M. 4.—. Wohlgeschmeckend u. leichtverdaulich. In Flaschen & M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50. Zu beziehen durch die Apotheken. Depots in: Berlin: Lucae's Apotheke; Breslau: Adler-Apotheke; Dresden: Mohren-Apotheke; Elberfeld: Apoth. Jacob; Frankfurt a. M.: Einhorn-Apoth.; Leipzig: Engel-Apoth.; Königsberg i. Pr.: Apoth. A. Kahl; Magdeburg: Hof-Apothek; München: Rosen-Apoth.; Stettin: Polkan-Apothek; Wiesbaden: Dr. Lude; Hamburg: Otto Burk, Neue Burg 3, f. Engros u. Export; Wien: Ap. z. schw. Bären, L. Lager 3. Man verl. ausdrückl. „Burk's Pepsin-Wein“, „Burk's China-Malvasier“ etc.

Advertisement for Dresden Patent-Kinderwagenfabrik. Text: Dresden Patent-Kinderwagenfabrik. G. E. Högen, Dresden-N. Köhlisbrückerstrasse 75. liefert direct an Private Kinderwagen und Kinderstühle neuester Systeme, mit und ohne Gummi zum Preise von 12—150 Mark. Eiserner Kinderbettstellen, sichere und bequeme Lagerstätte für Kinder bis zu 10 Jahren, Preis 10—60 Mark. Auf Wunsch francofreie Zulieferung. Reich illust. Catalog gratis und franco.

Advertisement for Hoffmann's Goldetiquett. Text: Hoffmann's „Goldetiquett“, wollenes Strickgarn aus dem edelsten Rohmaterial, von unerreicht vollkommener Spinnung und Zwirnung zu den elegantesten Sommer-Strümpfen. — Gardinen-Häkelgarne, echtschwarze Estremadura und andere Neuheiten der Saison, echt englische Vigogne, alle Sorten Baumwolle, Kameelhaargarn, Congo-Wolle, Rock- und Deckenwollen, Strickwolle, englische Kammgarne von grosser Zartheit und unübertrefflicher Haltbarkeit à M. 2.60 und M. 3.— per vollw. Pfd. Normalwollene etc. Tricotagen (Stoffe auch meterweise zur Selbstanfertigung!), Maschinen-Strickerei. — Grösste Auswahl bei niedrigen Preisen. Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh. (London F. C. 8 Coleman St.) Zur Komplettirung der Poststücke an Private können selbstimportirte Java-Kaffees und chin. Thees sehr vortheilhaft mitbezogen werden.

Junge Damen, welche sich zur Auszubildung resp. Erlernung einer Branche in Berlin aufhalten, finden hier freundliche und solide Pension von 40 M. an, auch halbe Pension. Empfehlungen haben zur Seite. Ad. Frau J. Gohat, Berlin 80, Wallstr. 38, 80.

Advertisement for Curfus für Kunst-Stickererei. Text: Curfus für Kunst-Stickererei, Leder-Arbeit- und Nagel-Arbeiten in der Industrie- und Kunstgewerbe-Schule von Frau Elise Bender, Wiesbaden. Derselbe beginnt am 1. Juli und soll in einem Zeitraum von 4 Monaten Damen beschäftigen. Unterricht in genannten Fächern zu ertheilen und Aufträge in diesen Techniken selbständig ausführen zu können. Pension incl. Unterricht 75 M. pro Monat. Näheres durch den Artikel im neuesten der illustrierten Zeit und durch briefliche Mittheilung.

Advertisement for Sommerprossen. Text: Purgatif Dr. Oelmann (Wohlriech. Holland) Treppen-Rohr 66, für Kinder. Sommerprossen entfernt jeder die verdorrte „Spitzer's Sommerprossen-Salbe“ in Originaltopfen à 1 M. 50 Pf., nur allein echt im General-Verkauf in Berlin bei Gustav Lohse, S. R. Hoflieferant, Zagerstr. 46.

Advertisement for a young woman. Text: Eine ältere alleinstehende, wirtschaftlich erfahrene Dame, geprüfte Lehrerin und frühere Erziehlerin, welche französisch spricht und musikalisch ist, sucht Stellung zur Führung des Haushalts, als Gesellschaftlerin einer alten Dame oder als Erzieherin größerer Kinder. Gefällige Anträge erbeten unter Chiffre A. Z. Berlin W., Vilmow-Str. 29 in der Volksbibliothek.

Advertisement for Firirbare Gobelin-Farben. Text: Firirbare Gobelin-Farben. Entworfen v. L. Akademie d. bild. Künste München. Prospect u. Anweisungen gratis u. franco. G. Wab. Farbentabrik, München.

Advertisement for Augenblicksbilder. Text: Augenblicksbilder in Photographie und Lichtdruck. Schnellseher zur Umsetzung der Scenen in die Bewegung. Moment-Apparat für Amateure und Touristen. Moment-Verchluss in 2/20 Grössen. Gesamt-Katalog mit 22 Probobildern fr. gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken. Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Advertisement for Dresden-Alstadt. Text: Dresden-Alstadt. Pension für In- und Ausländer auf beliebige Zeit (nabe dem. Bahnhof) bei Frau Dr. Maas, Wartenstr. 22 I.

Advertisement for Bestellungen. Text: Bestellungen auf Weiler Kirchbau-Loose à 3 Mark 30 Pf. Nur baare Geldgewinne Haupttreffer 40,000 Mark Kleinstre Treffer 30 Mark erbitte ich mir baldigst, da die geringe Looseausgabe, welche nicht den werten Theil der Kölner und Ulmer Dombau-Lotterie umfaßt, unzweifelhaft in Wäde ausverkauft ist, und dann die Loose nur noch zu weit höheren Preisen verkauft werden. S. Münzer, Breslau, Schweißhägerstr. 8.

Advertisement for Anzeigen. Text: jeglichen Inhalts, mit Ausnahme von Heiratsangelegenheiten, Geheimnissen u. dergl., finden in der illustrierten Zeit eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Derselben gelangen entweder im Blatte selbst zum Abdruck, oder auf dem Heft-Druck, also nicht bloß auf einer Inseraten-Beilage, so daß ihnen eine vorzügliche Wirkung gesichert ist, umso mehr als die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Der Preis für die einbaltige Nonpareille-Beile (etwa 52 Buchstaben fassend) oder deren Raum beträgt im Blatte selbst 1 Mark (60 Kr.), auf dem Heft-Druck 50 Pf. (18 Kr.). Inserat-Aufträge sind zu richten an Die Expedition der illustrierten Zeit, Berlin W., Potsdamer-Str. 38; Wien I., Operng. 3.

Verkaufshäuser:
15. Breite Str. 14.
und
28. Brüderstr. 27.
Berlin C.

Rudolph Hertzog

15. Breite Strasse, Berlin C.

Aufträge
von
20 Mark an,
Preislisten,
Modebilder,
Proben
franco.

Gründung 1839.

Feste Preise.

Neuheiten in Schwarzen und Farbigen Klaren und Halbklaren Stoffen.

Schwarze

Reinwollene Klare und Halbklare Fantasie-Stoffe:

Crêpe Virginie, 75 cm br. Foulirter, crêpeartiger Stoff	Mtr. 1 M. 50 Pf.
Crêpe Virginie, 104/105 cm br. Leichtfoulirtes crêpeartiges Gewebe	Mtr. 1 M. 50 Pf.
Crêpe Virginie, 120 cm br. Elegantes, leichtfoulirtes Crêpe-Gewebe	Mtr. 2 M. 25 Pf.
Voile Cythere, 109/110 cm br. Eleganter, feinfädiger, halbklarer Batiste-Stoff	Mtr. 2 M. 50 Pf.
Zeilah, 104/105 cm br. Feinfädiger, halbklarer Batiste-Stoff mit schmalen Streifen	Mtr. 2 M. 75 Pf.
Bastia, 104/105 cm br. Eleganter Batiste-Stoff mit eingewebtem, starkfädigem Gitterkaro	Mtr. 3 M.
Derbent, 104/105 cm br. Hochfeines, halbklares Gewebe mit eingewebtem, kleinem Karo	Mtr. 3 M. 50 Pf.
Pelion, 109/110 cm br. Eleganter, starkfädiger Etamine-Stoff mit höchst aparten durchbrochenen Mohair-Streifen	Mtr. 4 M. 50 Pf.
Pelion composé, 109/110 cm br. Glatt, zu obigem passend	Mtr. 3 M.
Gestreift Wollen-Grenadine, 110 cm br. Feiner Batiste-Stoff mit eingewebten Mohair-Streifen	Mtr. 5 M.
Gestreift Wollen-Etamine, 120 cm br. Starkfädiger, durchbrochener Etamine-Stoff mit höchst aparten Mohair-Streifen-Mustern	Mtr. 5 M. u. 5 M. 50 Pf.
Grenadine Gabari, 103/105 cm br. Damassirter, spitzenartiger Stoff	Mtr. 2 M. 50 Pf.
Tokad, 103/105 cm br. Schmalgestreiftes, klares Fantasie-Gewebe	Mtr. 2 M. 50 Pf.
Naxos, 103/105 cm br. Starkfädiges, klares Crêpe-Gewebe	Mtr. 2 M. 50 Pf.
Udine, 103/105 cm br. Damassirtes, Spitzenstoffartiges Gewebe	Mtr. 2 M. 75 Pf.
Pegu, 103/105 cm br. Klares, damassirtes Gewebe	Mtr. 2 M. 75 Pf.
Sofia, 103/105 cm br. Klares Fantasie-Crêpe-Gewebe	Mtr. 3 M.
Livorno, 103/105 cm br. Klares, damassirtes Gewebe	Mtr. 3 M.
Grenadine Catania, 103/105 cm br. Eleganter, feinfädiger, durchbrochener Stoff, Streifen- und Karo-Muster	Mtr. 3 M. 25 Pf.
Grenadine Lemuri, 130 cm br. Schweres, damassirtes Spitzen-Gewebe. Auch für Confections-Zwecke	Mtr. 4 M. 50 Pf.

Schwarze Reinwollene Spitzen-Stoffe:

Reinwollene durchbrochene Spitzen-Stoffe, 103/105 cm br. im Damast-, Karo- und Streifen-Geschmack	Mtr. 2 M., 3 M. u. 3 M. 75 Pf.
Helios, 95/96 cm br. Besondere Neuheit in Spitzenstoff auf starkfädigem Madras-Untergrund	Mtr. 4 M.
Halbwollener Spitzenstoff, 103/105 cm br. In hübschen neuen Mustern	Mtr. 1 M. 50 Pf.

Schwarze Halbklare und Klare Seiden- und Halbseidenstoffe:

Damassirt Grenadine, 56 cm br. Grosse Auswahl neuester Fantasie-Muster	Mtr. 2 M.
Grenadine Guipure, 56 cm br. Neue spitzenartige Muster	Mtr. 2 M. 75 Pf. und 3 M. 50 Pf.
Gestreift Grenadine, 58 cm br. Perlartige Seidenstreifen	Mtr. 3 M. 25 Pf. u. 4 M.
Grenadine Bouclé, 58 cm br. Halbklares Wollengewebe mit seidenen Knötchen durchwebt	Mtr. 3 M. 50 Pf.
Crêpe-Grenadine, 58 cm br. Halbklarer Fantasie-Crêpe	Mtr. 4 M. 25 Pf.
Grenadine Diamanté, 58 cm br. Elegantes, halbseidenes Crêpe-Gewebe mit feinen Streifen	Mtr. 4 M. 25 Pf.
Gestreift Crêpe-Grenadine, 58 cm br. Feines, halbklares Crêpe-Gewebe mit mattglänzenden Seidenstreifen	Mtr. 4 M. 50 Pf. u. 5 M.
Grenadine Damier, 58 cm br. Solides, halbklares, kleinkarirtes Gewebe	Mtr. 4 M. 50 Pf. u. 4 M. 75 Pf.
Gestreift Atlas Guipure, 54 cm br. „Ganz-Seide“, Reicher Atlas mit durchbrochenen Guipure-Streifen	Mtr. 5 M. u. 7 M.
Ganzseiden Voile Natté, 60 cm br. Halbklares, solides, glattes, mattglänzendes Gewebe	Mtr. 6 M. 50 Pf.

Schwarze Ganzseidene Trauer-Crêpes

(gerollt, ohne Bruch in der Mitte):

69 cm br., Mtr. 3 M.; 70/72 cm br., Mtr. 4 M., 5 M. und 6 M.

Schwarze Perlirte Stoffe, Perl-Jabots und Perl-Garnituren:

Perl-Stoff, 58 cm breit. Neue eingewebte Perl-Muster auf halbseidenem und ganzseidenem, klarem Untergrund Mtr. 6 M., 7 M. 50 Pf., 8 M. u. 9 M.
Schwarze Perl-Jabots mit matten und glänzenden Perlen. Stück 1 M., 1 M. 25 Pf., 1 M. 50 Pf., 2 M. u. 3 M.
Schwarze Perl-Garnituren für Taillen-Besatz 2 M. 50 Pf. und 3 M. 50 Pf.; für Taillen-Besatz mit Rock-Einsatz 10 M. 50 Pf.

Schwarze Reinseidene Spitzen und Spitzenstoffe:

Schwarze Ganzseidene Guipure-Spitzen-Stoffe: 70 cm breit, Mtr. 3 M., 3 M. 50 Pf., 4 M. etc.
Schwarze Ganzseidene Chantilly-Spitzen-Stoffe: 70 cm breit, Mtr. 4 M., 4 M. 50 Pf., 5 M., 7 M. 50 Pf., 13 M. 50 Pf. etc.
Schwarze Seidene Spitzen-Volants: Neuheiten zu Garnierungen und ganzen Ueberkleidern. Guipure-Volants 53 cm br., Mtr. 5 M., 100 cm br., Mtr. 6 M. 50 Pf. Chantilly-Volants 65 cm br., Mtr. 9 M.; 90 cm br., Mtr. 12 M.; 105 cm br., Mtr. 13 M. 50 Pf.
Schwarze Ganzseidene Spanische Spitzen für Besatz: Breite 2¹/₂ cm, 6 cm, 7 cm, 10 cm, das Mtr. 20 Pf., 60 Pf., 70 Pf., 80 Pf., 90 Pf., 1 M. 50 Pf., 2 M. 50 Pf. etc. etc.

Zu allen schwarzen klaren und halbklaren Stoffen passend für falsche Röcke und Unterkleider:

Wohlfeile schwarze Seiden-Stoffe

(haltbare Qualitäten)

52 cm br., Meter 2 M. und 2 M. 50 Pf.

Schwarze Ganz-Seidene Spitzen-Fichus und Echarpes,
Schwarze Seidene Chenille-Umhänge
in grosser Auswahl.

Farbige

Reinwollene Klare und Halbklare Stoffe:

Crêpe Virginie, 104/105 cm br. Eleganter, leicht foulirter Stoff in allen neuen Farben der Saison	Mtr. 1 M. 50 Pf.
Grenadine Gabari, 104/105 cm br. Damassirter, spitzenartiger Stoff; neueste Fantasie-Muster in allen Farben der Saison, auch in crème	Mtr. 2 M. 50 Pf.
Pegu, 104/105 cm br. Halbklarer Spitzenstoff, neueste Muster in mittleren und hellen Farben, auch in crème	Mtr. 2 M. 75 Pf.
Livorno, 104/105 cm br. Hochfeines, halbklares, damassirtes Gewebe. Grosse Muster-Auswahl in crème	Mtr. 3 M.
Pelion, Neuheit! 109/110 cm br. Eleganter, starkfädiger Etamine-Stoff mit durchbrochenen Mohair-Streifen in allen neuen Farben der Saison, auch in crème	Mtr. 4 M. 50 Pf.
Pelion Composé, 109/110 cm br. Glatt, zu obigem passend	Mtr. 3 M.
Gestreift Wollen Grenadine, 110 cm br. Besondere Neuheit in allen Farben, auch in crème. Feiner Batiste-Grundstoff mit durchbrochenen Streifen	Mtr. 4 M. 50 Pf.
Brochirt Wollen-Grenadine, 110 cm br. Feinster einfarbiger Batiste-Grundstoff mit durchbrochenen Streifen und dazwischen liegenden, kleinen, farbigen Broché-Punkt-Mustern	Mtr. 5 M.

Farbige Reinwollene Spitzenstoffe:

Grosse Auswahl im Damast und Karo-Geschmack in allen neuen Farben, auch in crème. Breite 103/105 cm Mtr. 2 M., 2 M. 50 Pf., 3 M., 4 M.
Einfarbiger Halbseidener Grenadine-Dentelle, 56 cm br. Hoch-elegantes, Spitzenstoffartiges Gewebe aus Seide und Wolle in reichdamassirten Mustern und neuesten Farben

Die Firma unterhält für den Verkauf weder Zweiggeschäfte noch Reisende oder Agenten.

An Sonntagen und christlichen Feiertagen bleiben sämtliche Bureaux, Versand- und Verkaufs-Räume geschlossen.

Laurerham